



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N. 40.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen
von
B. Hanna.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ja, es war Annie, obschon ich anfangs meinen Augen kaum traute, so elend und abgemagert sah sie aus, so ärmlich war ihre Kleidung, so mehr als dürftig ihre ganze Umgebung. Wie ich vorausgesetzt, so war es gekommen: ihre Sonne war am Untergehen, sie selbst auf dem Heimwege. Sie weinte und schluchzte zum Erbarmen, statt mich willkommen zu heißen, barg sie stumm ihr Gesicht an meiner Brust. Ich fühlte keinerlei Bitterkeit gegen sie, was immer sie auch gethan haben mochte, sie war schwer dafür gestraft worden. In meinen Armen sie festhaltend, versuchte ich sie zu trösten.

„Annie,“ sagte ich, „meine arme, arme Annie, erzähle mir! Was ist geschehen, daß ich so Dich wiederfinde?“

Doch sie brachte vor Schluchzen kein Wort heraus, halb ohnmächtig sank sie in einen Stuhl.

Mittlerweile war auch John Rubb leise eingetreten und half mir jetzt, der Unglücklichen beizustehen. Bald entdeckten wir die Ursache ihrer Schwäche — es war Hunger! Das arme Ding hatte seinen letzten Schilling ausgegeben und seit tags vorher nicht eine Brotkrume mehr genossen; hätten wir sie nicht aufgefunden, sie wäre wohl hungernd in den Straßen umhergeirrt. Im Nu hatte John Rubb etwas Brot und Wein geholt, von dem ich ihr mit Mühe ein wenig beibrachte; nachdem sie es zu sich genommen, erholte sie sich sichtlich. Die Farbe kehrte in die durchsichtigen Wangen zurück, ihre Augen verloren die tödliche Mattigkeit. Ich hatte jetzt Gelegenheit, sie genauer zu betrachten, und war entsetzt, zu sehen, daß die Kleider, die sie trug, ganz abgetragen und fadenscheinig waren; alles irgendwie nur Entbehrliche war, wie ich bald erfuhr, verkauft oder verpfändet worden, nur um notdürftig das Leben fristen zu können.

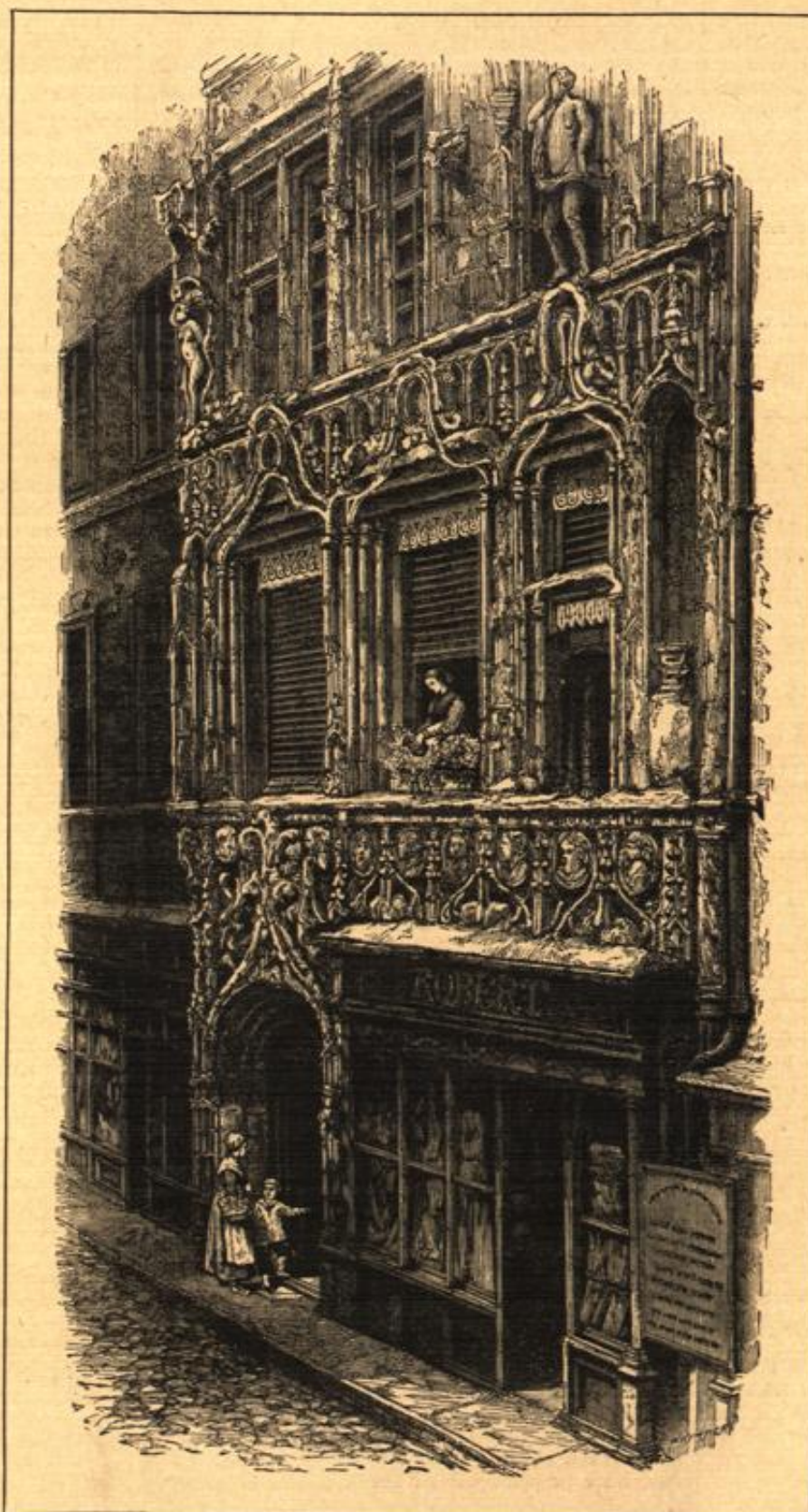
Als sie wieder völlig zu sich selbst gekommen, sah sie angstvoll zu mir auf, sie fürchtete, ich möchte weitere Fragen an sie stellen, doch hielt ich es für besser, die Arme im Augenblick mit solchen zu verschonen.

„Annie,“ sagte ich, „fühlst Du Dich stark genug, fortzugehen?“

„Fortgehen, Hugh?“ erwiderte sie.

„Ja. Ich will Dich mit mir nehmen. Hier kannst Du nicht bleiben!“

Sie war zu leidend, um großen Widerstand zu leisten. So, nachdem ich die paar Schillinge gezahlt, die sie noch



Aus Frankreich: Das Haus mit den Köpfen in Valence. (S. 471.)

im Hause schuldig war, verließen wir zusammen die ärmliche Wohnung, Annie stets einer neuen Ohnmacht nahe, schwankenden Schrittes und auf meine Schulter gelehnt. John Rubb, der sich, nachdem er den Wein und das Brot gebracht, in den Hintergrund zurückgezogen hatte, um Annie durch seine Gegenwart nicht aufzuregen, verließ uns auch jetzt in natürlichem Taftgefühl, nachdem er mir noch ins Ohr gewispert, daß er andern Morgens kommen und nach uns sehen werde. Ich nickte zustimmend und sagte darnach meinen Entschluß.

Die Nacht war bitter kalt, ein eisiger, schneidender Wind wehte uns entgegen, als wir durch die Straßen schritten, ich fühlte, daß Annie heftig zitterte, und beschleunigte meinen Gang. Bald erreichten wir das Haus, wo ich Wohnung genommen hatte. Wäre ich nicht durch meine intime Bekanntschaft mit dem allgemein beliebten John Rubb so gut eingeführt gewesen, ich hätte beinahe Bedenkllichkeiten getragen, Annie mit mir zu nehmen, auch so noch fürchtete ich einen frostigen Willkommen. Zu meinem größten Erstaunen wurden wir mit offenen Armen empfangen, ich entdeckte erst nachher, daß John Rubb uns vorausgeeilt war und alles schon in Ordnung gebracht hatte. Die Hausfrau, eine gute, ehrliche Seele, kam uns an der Thür entgegen, nahm Annie mütterlichst in die Arme und führte sie hinauf in das kleine, trauliche Wohnzimmer.

Ich überließ ihr jene Nacht mein Schlafzimmer und bettete mich auf das Sopha des Nebengemaches; zu schlafen vermochte ich nicht. Nach einer Weile erhob ich mich wieder und fing an im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich hörte bald, daß auch Annie noch auf war und herzbrechend schluchzte; einmal war ich beinahe daran, zu ihr hinüber zu gehen, ich stand indes davon ab. Es war wohl besser, daß sie mit sich allein zu Rate ging; andern Morgens würde sie, dachte ich mir, sich selbst eher wieder gefunden haben — dann war die richtige Zeit, mit ihr zu sprechen.

Der Morgen brachte ihr jedoch die Ruhe nicht, im Gegenteil, Annie lag in Delirien. Ihr blaßes Gesicht war fiebergerötet, ihre Augen starrten weitgeöffnet ins Leere, immer rief sie nach einem, daß er kommen möge.

Um zehn Uhr hielt John Rubbs Fuhrwerk vor der Thüre, einen Augenblick später stand die treue Haut selbst vor mir. Ich führte ihn vor das Bett Annies und zeigte ihm die arme Kranke; seine Augen füllten sich mit Thränen als er sie sah. Dann gingen wir beide miteinander in das Nebengemach.

„Master Hugh,“ sagte John Rubb, „was ist da zu thun?“

„Ich werde hier bleiben, bis es besser mit Annie geht,“ sagte ich, „und dann

sie bestimmen, nach Hause zurückzukehren. Ihr werdet ja wohl am Donnerstag wieder hier sein, nicht wahr?"

"Gewiß, wir wollen nur hoffen, daß sie sich bis dahin so weit erholt hat, um mitfahren zu können. Wir werden ihr dann ein gutes Bett in den alten Wagen machen und recht sorgsam mit ihr umgehen, Master Hugh."

Nie in meinem Leben hätte ich so viel Hartheit von dem derben Gefellen erwartet. Ich nahm seine Hand und schüttelte sie herzlich.

"Gott vergelte es Euch!" sagte ich.

Er drehte seinen Kopf herum und fuhr sich mit der Handfläche über die Augen, dann wandte er sich wieder zu mir.

"Master Hugh," begann er, "Ihnen kann ich's sagen, ich weiß, daß Sie nicht über mich lachen werden. Ich bin ein rauher, ungeschulter Bursche, wohl auch ein bißchen unbeholfen, aber ich habe ein Herz im Leibe wie andere Leute und — das arme Mädel da drüben hatte es mir angethan, ich habe sie lieb gehabt wie noch keine auf der Welt. Sie mußte so wenig je davon, als Sie bis zur Stunde etwas davon gewußt haben. Sie achtete meiner weiter nicht, aber ich hab' es ihr niemals nachgetragen, ich habe sie darum doch lieb behalten. Ich dachte immer, Annie würde Sie heiraten, Master Hugh, und wenn das geschehen und sie glücklich geworden, so hätte ich mich zufrieden gegeben, doch als sie heimlich fortging, da drückte es mir beinahe das Herz ab."

"Es war ein harter Schlag für uns alle, John. So Gott will, werden bessere Zeiten kommen!"

"Master Hugh, ich habe Ihnen dies heute gesagt ohne andere Gedanken. Ich will nur, daß Sie mich verstehen, wenn ich sage: ist Hilfe not, so bin ich da."

Bei diesen Worten zog er seinen lederen Geldbeutel hervor, öffnete denselben und entnahm ihm einige Goldstücke, die er mir hinreichte, ich schüttelte jedoch den Kopf.

"Ich brauche sie nicht, John," sagte ich. "Es blieb mir noch etwas Weniges übrig, ist das alle, so ist's immer noch Zeit, von Eurem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Der armen Annie soll es an nichts fehlen, verlaßt Euch drauf; hoffentlich bringen wir sie Donnerstags doch nach Hause."

Er sah völlig niedergeschlagen aus, that das Gold wieder in seinen Beutel und wandte sich zum Gehen.

"Gott geb's!" sagte er. "Lebt wohl, Master Hugh, bis Donnerstag bin ich wieder da."

Er war die halbe Treppe hinunter, als ich ihn noch einmal zurückrief.

"Wenn Ihr meine Leute seht," sagte ich, "so sagt ihnen nichts von Annie, weder daß sie hier, noch daß sie krank ist. Es wird besser sein, wenn wir dies vorderhand noch geheimhalten!"

"Einverstanden!" sagte John Rudd und stieg wieder die Treppe hinunter.

Hatte er mich nicht dazu vermocht, sein Geld anzunehmen, so hätte er hernach doch versucht, auf andere Art thätig zu sein. Ungefähr eine halbe Stunde nach seinem Weggang erschien ein Arzt, um nach Annie zu sehen, später wurden verschiedene Flaschen Wein gebracht und ein Körbchen mit Früchten. Ich gelangte auch bald zu der Ueberzeugung, daß die Hausfrau weniger bedenklich als ich gewesen, sie pflegte Annie mit der größtmöglichen Sorgfalt und erfreulicherweise machte deren Besserung auch schnelle Fortschritte.

Als John Rudd nächsten Donnerstag wieder erschien, fand er Annie bereits aufrecht in ihrem Bette sitzen, sie erkannte ihn auch, war aber immer noch zu schwach, nur bis in das Nebenzimmer gehen zu können. Von Fortgehen war jenen Tag noch keine Rede, ich hoffte aber, daß ihre Abreise darauffolgenden Montags, als dem nächsten Votentage John Rudds, möglich sein würde.

So nahm ich denn am Sonntag morgen, als sie ihr Bett verlassen und in einem Lehnstuhl am Kaminfeuer des kleinen Wohnzimmers saß, ihre kleine, magere Hand in die meine und sagte:

"Liebe Annie, fühlst Du Dich wohl stark genug, eine kleine Tour zu machen?"

"Eine Tour, Hugh?" fragte sie mit schwacher Stimme. Ich sah, wie sie erblaßte. Was ich jedoch zu sagen hatte, das mußte in Gottes Namen gesagt sein, so fuhr ich denn unentwegt fort:

"John Rudd wird morgen wieder herkommen," sprach ich, "und ich möchte, daß wir mit ihm nach Hause führen."

Es war ein Anblick zum Erbarmen. "O Hugh, Hugh, ich kann nicht hingehen!" rief sie. "Ich kann meinem Vater nicht ins Gesicht sehen, es würde mich töten! Geh Du, und mich lasse hier — versuch es, zu vergessen, daß Du mich gesehen, und sie mögen es nie erfahren."

Meine Aufgabe war keine leichte, ich sah es wohl, doch machte ich mich tapfer daran, sie so gut zu lösen, als ich nur konnte.

"Annie," sagte ich, "die Zeit ist nun gekommen, wo Du die ganze, volle Wahrheit mir bekennen mußt. Als wir uns in London begegneten, sagtest Du mir, daß Du eine verheiratete Frau seist. War das die Wahrheit?"

Sie knickte zusammen und wandte sich ab.

"Frage mich nicht, Hugh, frage mich nicht!"

Ich bestand jedoch darauf und sie begann endlich: "Als ich Dir damals so berichtet, da glaubte ich, daß es Wahrheit sei. Er sagte mir, daß ich sein Weib sei. Er führte mich seinerzeit in London zu einer Art von

Notar und als ich ihn bat, die Trauung doch in der Kirche stattfinden zu lassen, versicherte er mich, daß es die gleiche Gültigkeit hätte. Später, als wir uns entzweiten, gestand er mir, daß der Mann in seinem Gold und alles nur Schein gewesen. Darauf verließ ich ihn und ging auf die Straße, Hungers zu sterben."

"Und nun sage mir," schrie ich empört, "sage mir den Namen desjenigen, der Dich betrog! Weilt er noch unter den Lebenden, so soll er Buße dafür thun!"

"Zu spät, zu spät!" rief sie.

"Wie?" erwiderte ich, betroffen von dem Ton ihrer Stimme und des Ermordeten gedenkend. "Ist er tot?"

"Nein, Hugh, er lebt."

"Seinen Namen, nenne mir seinen Namen!"

"Hugh, lieber Hugh, ich kann ihn nicht nennen, wenigstens jetzt noch nicht. — Ich vertraute ihm so ganz und er betrog mich. Er ließ mich einen heiligen Eid thun, das Geheimnis für einige Zeit zu bewahren, sagend, daß es sein Ruin sein würde, wenn seine Familie davon Kenntnis bekäme. Zuletzt, als ich wieder und wieder in ihn drängte, mich offen anzuerkennen, bekannte er mir die Wahrheit. Mit Beihilfe von einem, der jetzt tot ist, hinterging er mich! — Die ganze Trauung war Komödie gewesen! O Gott, hilf mir! Was soll ich thun? Was soll ich thun?"

Mein Kopf wirbelte. Ich mußte alle meine Stärke zusammennehmen, meine Wut zu zähmen. Zuletzt bemeisterte ich mich und sagte:

"Du mußt heimgehen mit mir. Du mußt Deinen Eltern die volle Wahrheit bekennen. Wenn nicht —"

Sie umklammerte mich und sah mir angstvoll ins Gesicht.

"Hugh, Du wirst mich nicht weiter fragen. Versprich es mir!"

Ich erwiderte nichts darauf, es wäre mir unmöglich gewesen, ja zu sagen. Ich gedachte all des Elends, das aus dem einen Entstandenen, des toten Mannes und der Hand, die ihn in einem Augenblick des Wahnsinns niedergeschlagen, und — an Madeline.

Endlich wandte ich mich wieder zu Annie.

"Du mußt Dich ohne Vorbehalt meinem Willen fügen," sagte ich. "Nun geh und lege Dich wieder zu Bette, Du wirst morgen zu guter Zeit bereit sein müssen."

Es war eine schlummerlose Nacht für uns beide. Stundenlang ging ich im Zimmer auf und ab und hörte auf das unterdrückte Schluchzen, das aus Annes Schlafgemach herüberdrang. Früh morgens ging ich zu ihr hinüber. Sie sah leichenblau aus, hatte jedoch bereits alle Vorkehrungen getroffen, so daß, als John Rudd vorsprach, er uns beide zur Abreise gerüstet traf. Als wir zu seinem Wagen kamen, sahen wir, daß er ein hübsches Bett darin zurecht gemacht, neben demselben fand sich ein Korb mit Früchten.

Diese Fahrt wird mir ewig im Gedächtnis bleiben; für mich schien sie kein Ende nehmen zu wollen, für die arme Annie ging sie, ich fürchte, nur allzu schnell. Sie legte sich, wie wir abfahren, in das für sie bereitete Bett und verblieb darin bis zu unserer Ankunft. Als wir St. Gurlott immer näher und näher kamen, stieg ihre Aufregung aufs höchste, und wie John Rudd nun, nach unserem Plan, einige hundert Schritte vor dem Hause anhielt, begann sie bitterlich zu weinen und flehte, daß wir umkehren sollten. Ich suchte sie zu beruhigen, so gut es ging, stieg dann vom Wagen, sie im Fuhrwerke lassend, und ging auf das Haus zu, Onkel und Tante auf ihr Kommen vorzubereiten. Ich trat durch das kleine Pförtchen, schlich mich leise zu dem Küchenfenster und schaute hinein. Außen war alles dunkel und still, in der Küche aber brannte ein Licht, ein Feuer flackerte im Kamin. Vor demselben, in seinem alten Lehnstuhl, saß der Onkel. Sein Gesicht war blässer denn je, sein Haar schneeweiß geworden, auf seinen Knien lag die große Familienbibel, in der er las, das Gelesene mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand verfolgend. Ich sah mich weiter in der Küche um nach der Tante. Sie war nicht da. Hierauf eilte ich zurück zum Wagen, hob Annie herunter, mehr tot als lebend, und führte sie halb, halb trug ich sie bis zu der Küchentür.

"Geh hinein, Annie," flüsterte ich, "Dein Vater ist drinnen!" Dann öffnete ich die Türe und eilte, sie allein auf der Schwelle lassend, auf meinen Beobachtungsposten an dem Küchenfenster, zu sehen, was sich nun ereignen werde.

Einen Moment trat Annie einen Schritt zurück und wandte sich, wie zum Entfliehen, dann legte sie die Hand, halt suchend, an die Türe und schluchzte: "Vater!"

Ich sah meinen Onkel zusammenfahren, er schob die Bibel von sich, stand auf und streckte mit einem herzerschütternden Schrei seine Arme aus.

Was nun folgte, weiß ich nicht. Ich ging zu der Küchentür und sah, über die Schwelle tretend, die arme Annie halb ohnmächtig an ihres Vaters Brust ruhen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein zu Thränen rührender Anblick, den alten, weißhaarigen Mann zu sehen, wie er, vor Erregung zitternd, sein Kind umschlungen hielt, das einst sein Stolz, seine Freude gewesen. Er sah ihr ins Gesicht, er strich ihr die Haare zurück mit der schwieligen Hand, er rief sie bei Namen, indes sie schluchzend an ihm hing und um Vergebung flehte.

Von uns allen unbemerkt war die Tante in die Küche getreten, sie stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

"Annie!"

Der Ton ihrer Stimme klang hart und kalt, der Ausdruck ihres Gesichtes war ein tief ernster.

Annie riß sich von ihrem Vater los und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf ihre Mutter zu.

Doch die Tante stieß sie mit demselben strengen Blicke zurück; in tiefem Jammer schaute Annie zu ihr auf.

"Mutter, liebe Mutter!" schrie sie verzweiflungsvoll. "Hast Du kein Wort für mich?"

"Halt, eines nach dem andern! Was brachte Dich hieher? Kamst Du allein?"

Annie sah hilflos auf mich.

"Wir kamen miteinander," sagte ich, vortretend.

"Laß mich Dich ansehen!" rief die Tante, sich plötzlich vor Annie hinstellend, die schluchzend ihr Gesicht verhällte.

"Ah, Du kannst mir nicht ins Antlitz schauen! Nicht? — Dann fort, fort mit Dir, sag' ich; Du bist mein Kind nicht mehr!"

Mein Onkel, der zitternd in seinen Stuhl gesunken, horchte entsetzt auf, als sie fortfuhr:

"Da sieh hin auf Deinen Vater! Sieh hin, was Kummer und Sorge aus ihm gemacht! Vor einem Jahre noch war das ein glücklicher Mann, ich eine glückliche Frau und jetzt, sieh jetzt auf uns beide! Besser tot und begraben, als in Schmach und Elend zurückkommen und Schimpf und Schande über Leute bringen, die einst mit den Besten ihr Haupt erheben durften!"

Ich war starr vor Erstaunen über die Härte meiner Tante. Nie hätte ich an einen solchen Empfang gedacht. Bis anhin hatte es mir stets erschienen, als ob der Onkel sich Annes Flucht am meisten zu Herzen genommen, gerade sein Aufbrausen hatte ich gefürchtet — nun war es umgekehrt, er war der Sanfte, Vergebende, die Tante die unnachsichtlich Richtende.

"Komm, komm, Tante," sagte ich, "Du mußt nicht so zu Annie reden. Sie hat euch allerdings Sorge und Kummer genug bereitet, doch nun ist's vorüber; laßt erst einmal die Sache sich aufklären."

Doch die Tante blieb unbeugsam.

"Sie soll mir zuerst sagen, wo sie die ganze Zeit über gewesen! Sie ging aus eigenem, freiem Willen und kam auch wohl freien Willens wieder zurück — so lange ich aber nicht Punkt um Punkt weiß, was sie gethan hat, sehe ich mich nicht zu ihr nieder, essen wir keinen Bissen Brot gemeinsam!"

"Sagte ich Dir nicht, daß es so gehen würde!" rief Annie, sich zu mir wendend. "Laß mich wieder fort, o, wäre ich nie gekommen!"

Zugleich machte sie eine hastige Bewegung nach der Türe, wie um zu entfliehen. Die Tante, dies bemerkend, schien etwas nachgiebiger zu werden, obwohl ihre Haltung noch Strenge genug behielt.

In diesem Augenblicke erhob sich der Onkel.

"Annie," sagte er, "zürne der Mutter nicht. Sie meint's nicht so, mein Mädel, sie meint's nicht so! Was Du auch gethan hast, hier ist Dein Heim und Du bist unser Kind — unser klein Mädel." Dann wandte er sich zu seiner Frau und fügte hinzu: "Sprich mit ihr, Martha, sprich gut mit ihr. Vielleicht sagt sie uns dann alles, was sie drückt."

Seine gebrochene Stimme, die so flehend, so mitleidsvoll klang, rührte der Mutter Herz. Mit lautem, jammervollem Aufschrei sank sie in einen Stuhl, die Thränen strömten ihr über das Gesicht.

"O Annie, Annie, möge Gott der Herr Dir vergeben, was Du gethan!"

Mit plötzlich über sie gekommener Fassung nahm Annie die Hände von ihrem Gesicht und schaute nach ihrer Mutter. Dann, ihre Thränen trocknend, begann sie mit bedender, aber entschlossener Stimme:

"Ich weiß, daß ich schweres Unrecht gethan. Ich weiß, daß ich nie hätte fortgehen sollen. Doch wenn ihr gelitten habt, ich habe es auch. Nie vermeinte ich Schmach und Schande über Dein oder des Vaters Haupt zu bringen, dazu hatte ich euch beide zu lieb. Wenn Du mir aber nicht vergeben kannst, wenn Dein Herz immer noch mit Bitterkeit gegen mich erfüllt ist — und Gott ist mein Zeuge, ich zürne Dir darob nicht, ich habe es ja verdient — dann ist es besser für mich, meiner Wege zu gehen. Eine Last will ich euch nicht sein, keine Ursache neuen Kummer. Wie ich mich gebettet, so werde ich liegen müssen, ich weiß das und wäre auch nie gekommen, wenn Hugh nicht gewesen wäre."

"Sage mir die Wahrheit, Annie Pendragon," sagte meine Tante. "Warum verließest Du uns? War's seinetwegen, der nun tot, ermordet in seinem Grabe liegt?"

Annie schaute sie mit großen Augen an. Mein Onkel fuhr auf und lauschte gespannt, seltsamerweise mit abgewandtem Gesicht, auf Annes Antwort.

"Was sagst Du da, Mutter?"

"Was ich da sage?" wiederholte meine Tante in schneidendem Tone. "Was sollte ich anderes sagen, Annie Pendragon, als was sie alle sagen: daß Du St. Gurlott wegen eines Mannes verlassen! War jener Mann es, der tot ist?"

"Das habe ich sie auch schon gefragt," sagte ich, "sie verneint es aber entschieden."

Ich sah meinen Onkel immer erregter dem Gespräche lauschen.

"Er war es nicht, Mutter," erklärte Annie bestimmt.

"Und doch hat man Dich mit ihm in Falmouth gesehen, und jeder sagte, daß es der Inspektor gewesen, der Dich von Hause wegeloct!"

„Dann haben sie die Unwahrheit berichtet.“
Der Onkel hielt sich krampfhaft an der Stuhllehne fest, sein Gesicht, das erst nur verstört ausgesehen, schien jetzt geisterhaft blaß.

„Annie, Annie!“ schrie er. „Leugne es nicht ab! Sprich die Wahrheit und Dir soll vergeben sein. Es war Master Johnson, der Dich ins Unglück brachte, sag, daß er es gewesen, Annie, sag ja dazu!“

Seine Stimme klang flehend, beschwörend, ich allein ahnte, warum. Doch Annie schüttelte traurig den Kopf, als sie erwiderte:

„Nein, Vater. Der, von dem ihr sprecht, hat mir nie was angethan, weder in Worten noch in Thaten.“

„John Rudd sah euch aber beisammen in Falmouth!“ schrie die Tante, „und nachher ist der Inspektor tagelang von hier fortgewesen! Willst Du mich belügen, die Dich unterm Herzen getragen, Annie Penndragon?“

„Ich lüge nicht, Mutter. Ich sage Dir die Wahrheit, wie ich sie auf die Bibel beschwören kann. Vater, sie will mir nicht glauben! Aber Du, Du glaubst mir, nicht wahr? Gott ist mein Zeuge, daß ich euch nicht betrügen will!“

Doch der Onkel hatte sich abgewandt; wie ein zum Tod Betroffener lehnte er am Kamine.

„Sag mir nichts mehr, Mädel!“ sagte er. „Sag mir nichts mehr, ich trage es nicht!“

Ich hielt es jetzt an der Zeit, vermittelnd dazwischen zu treten, so, Annie sanft bei der Hand nehmend, führte ich sie meiner Tante zu, legte ihre Hände ineinander und beugte mit mildem Druck das Haupt der Tante auf des reuigen Kindes Scheitel. Nachdem auf diese Weise eine Art Versöhnung zu stande gekommen, gingen die beiden Frauen zusammen nach dem obern Stockwerke; ich hoffte, daß die vollständige Ausöhnung nachfolgen und Friede und Ruhe endlich wieder in das schwer heimgesuchte Haus einkehren werde.

Sobald wir allein waren, drehte sich der Onkel nach mir um und blickte mich an. Noch lag auf seinem Gesichte eine mächtig arbeitende Aufregung — ich zweifelte keinen Augenblick mehr an der Ursache derselben.

„Hugh, mein Junge,“ hub er an, „ich weiß, ich kann Dir vertrauen. Du bist mir lieb geworden wie ein Sohn, von der Zeit an, als Du, ein verwaisetes Kind, in unser Haus gekommen!“

Mir standen die Thränen in den Augen, warm drückte ich seine mir dargebotene Hand und hielt sie in der meinen fest. Tiefes, aus dem Innersten meines Herzens kommendes Mitleid erfaßte mich, denn er war mir in der That lieb wie ein Vater geworden.

„Merk auf denn, Hugh, mein Junge! Hast Du gehört, was Annie wegen des Inspektors gesagt?“

Ich nickte, er fuhr fort:

„Und denkst Du, daß sie die volle Wahrheit gesprochen?“

„Ich denke es nicht nur, ich bin dessen gewiß.“

„Sie hatten nichts mit einander gemein?“

„Nichts. Nach solchem Vurschen hat Annie sicherlich nie ausgeschaut. Vergeb mir Gott, wenn ich so von dem Toten rede!“

Er drückte seine Hände an die Stirne, auf der große Tropfen standen.

„Ich denke, Du hast recht, Junge; Annie wird uns nicht belogen haben. Aber ich ließ mir's nicht nehmen, daß er's gewesen, der sie von Hause lockte. Gott mög mir's verzeihen, wenn ich im Irrtum war. Mehr denn einmal, Junge, wenn ich so vor mich hinräumte, hab' ich mir eingebildet — mir eingebildet, — daß der Inspektor mir mit eigenem Mund die Schuld gestanden, letzte Nacht noch war mir's wieder, wie im Traum, daß ich dem Mann die Finger um den Hals gelegt — daß ich ihm ans Leben gewollt, ans Leben, hörst Du! Und wenn's wahr gewesen, was ich stets gedacht, ich glaub' ich hätt's gethan — ich hätt's gethan!“

Seine Stimme steigerte sich bis zu lautem Aufschrei, in seinen Augen blühte ein irres Feuer, das ich nie zuvor bemerkte.

Er schreckt trat ich zurück zu der Thüre und verschloß dieselbe rasch.

„Still, still! Um Gottes willen, Onkel, sprich nicht so laut, es könnt' es jemand hören!“

Er wurde sofort ruhiger. Fügung wie ein Kind ließ er sich von mir nach seinem Stuhle führen. Unsere Blicke begegneten sich, und obgleich kein ferneres Wort darüber gesprochen wurde, so fühlte er doch, daß ich sein Geheimnis erraten, er barg das Gesicht, tief aufatmend, in seinen beiden Hände und rief Gott an, ihm seine Schuld zu vergeben.

Leise trat ich zu ihm und flüsterte mit mildem Doppelsinne: „Wie wir vergeben unseren Schuldigern!“

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

Tugend ohne Glück ist ein Ritter ohne Pferd.

Viel borgen hat eine Stiefmutter, die heißt: verkauf deine Güter; die gebietet eine Tochter, die heißt: gib wohlfeil; dieselbe Tochter hat einen Bruder, der heißt: zum Thor hinaus.

Mancher ist fromm, bis ihm die Klauen und Hörner wachsen.
Aus: Christoph Lehmanns Blumengarten. (Berlin, Carl Dunder's Verlag.)

Die öffentliche Beleuchtung.

Von

Dr. Hugo Kräß.

(Schluß.)

III.

Das nicht zu hemmende Anwachsen des Bedürfnisses nach Licht in den Straßen unserer verkehrsreichen Städte bewogte sich sofort der Aussicht nach größerer Befriedigung, als man anfing, den elektrischen Strom zur Erzeugung von Lichtquellen zu benützen, welche eine bisher unbekannte Helligkeit besaßen.

Nachdem im Jahre 1813 Humphrey Davy mit 2000 Elementen den galvanischen Flammenbogen hergestellt hatte zwischen den Spitzen zweier Holzkohlen, nachdem 1844 die leicht verbrennliche Holzkohle von Fizeau und Foucault durch die harte Gasohle ersetzt worden war, nachdem man verschiedene Regulatoren konstruiert hatte, durch welche die Kohlenstippen, zwischen denen das helle elektrische Licht entstand, in demselben Maße einander genähert wurden, in welchem sie abbrannten, wurden mancherlei Versuche der Benützung des elektrischen Lichtes zur Straßenbeleuchtung vorgenommen, so in den Jahren 1855 bis 1857 in Lyon durch Lacaze-Pignat und Thiers, ebenso in Paris, in St. Petersburg durch Jacobi, in Gotha durch Hasenpfeiffer. Alle diese Versuche waren aber von Mißerfolg begleitet. Bei festlichen Gelegenheiten benötigte man wohl das elektrische Licht, um Straßen und Plätze taghell zu beleuchten, aber eine regelmäßige Anwendung desselben im Dienste der öffentlichen Beleuchtung fand bei den hohen Kosten, der Schwierigkeit und Unsicherheit seiner Herstellung, welche mit der Benützung galvanischer Elemente verknüpft waren, nicht statt.

Nachdem dann die magnet-elektrischen Maschinen von Holmes in England und die Alancemachines in Frankreich zur Erzeugung des elektrischen Stromes speisenden Stromes, und vollends, nachdem durch Einführung des elektro-dynamischen Prinzips durch Siemens im Jahre 1866 die Stromerzeugung auf wohlfeilere Weise gelungen war, kam die Benützung des elektrischen Lichtes mehr in Aufnahme. Auf Bahnhöfen, an Quais, in Fabriken ward es mit Vorteil angewendet.

Aber noch war ein großes Hindernis zu überwinden. Jede Maschine konnte immer nur zur Speisung einer einzigen Lampe benützt werden, die Konstruktion der elektrischen Regulatorlampen gestattete nicht die Verbindung einer größeren Anzahl derselben mit nur einer Stromerzeugenden Maschine.

Einen großen technischen Fortschritt bezeichnete deshalb die Erfindung der Jablochkoff'schen Kerze im Jahre 1877 durch den Wegfall jeglichen Mechanismus. Hierdurch wurde es möglich, eine größere Anzahl dieser Kerzen in denselben Stromkreis zu schalten. Es wurden dann auch bald einige Straßen in Paris mit Jablochkoff'schen Kerzen beleuchtet, so die Avenue de l'Opera, Place de l'Opera, Place de la Bastille, in London ein Teil des Themse-Quais. Die einzelnen Lampen hatten eine Helligkeit von etwa 400 Kerzen und die angeführten Versuche der Straßenbeleuchtung erregten damals großes Aufsehen.

Die Erfindung der Jablochkoff'schen Kerze war aber in ökonomischer Beziehung kein Fortschritt. In weit besserer und vollkommenerer Weise wurde die Aufgabe, eine größere Anzahl elektrischer Lampen mit einem und demselben Strom zu speisen, durch die Differentiallampen gelöst, welche Siemens & Halske zuerst im Sommer 1879 in der Kaiser-Galerie in Berlin installierten.

Die Anzahl der brauchbaren Konstruktionen derartiger elektrischer Lampen mehrte sich nun schnell und damit die Anzahl der Versuche, welche mit diesen Lampen für öffentliche Beleuchtung gemacht wurden; in Paris und London fanden ausgedehnte Versuche mit verschiedenen Systemen statt, in Berlin und Hamburg wurde fast gleichzeitig (im Herbst 1882) eine größere Beleuchtungsanlage hergestellt und zwar in Berlin in der Leipzigerstraße mit 25 Siemens'schen Differentiallampen, in Hamburg auf dem Rathausmarkt mit 14 Schuckert'schen Lampen, später folgte eine große Anzahl von Städten nach.

Aber auch in der Gastechnik machte man inzwischen Fortschritte und suchte Lampen mit großer Helligkeit zu konstruieren. Zuerst richtete die Pariser Gasgesellschaft in der an die Avenue de l'Opera stoßenden Avenue du quatorze Septembre eine Konkurrenzbeleuchtung ein mit Brennern, welche ihren Namen nach dieser Straße tragen und aus einer größeren Anzahl runder Flammen, welche einen Kreis bilden, bestehen. Infolge der behördlichen alljährlich vorgenommenen Vergleichung dieser Gasbeleuchtung mit den Jablochkoff'schen Kerzen sind letztere im Jahre 1881 entfernt worden. Der englische Gastechniker Sugg konstruierte Brenner mit mehreren konzentrischen Flammen, zwischen denen die zur Verbrennung eines größeren Gasvolumens nötige Luftmenge eintreten kann; bei den Locarrierebrennern sind drei Schwalbenschwanzbrenner in einer Laterne vereinigt. Die vollkommensten Intensivgasbrenner sind die von Fr. Siemens konstruierten Regenerativgasbrenner, bei welchen die durch die Flamme selbst vorgewärmte Luft zur Verflüchtung der Flammen benützt wird. Derartige Intensivgasbrenner werden bis zu Helligkeiten von 220 Kerzen hergestellt.

Neben den Versuchen mit den elektrischen Vogenlampen hat man nun auch solche mit Intensivgasbrennern angestellt, namentlich in größerem Maßstabe und mit verschiedenen Konstruktionen in der Friedrichstraße und der Leipzigerstraße in Berlin, dergleichen in Wien und anderen größeren Städten. Daß beide Methoden der Straßenbeleuchtung einen größeren Kostenaufwand erfordern als die bisherige Gasbeleuchtung, ist gewiß; man erzielt damit aber auch bedeutend größere Helligkeiten. Die Anforderungen an zureichendere Beleuchtung von Straßen und Plätzen werden aber bei dem steten Wachsen des Verkehrs nicht nachlassen und allmählich werden die städtischen Verwaltungen tiefer in den Sackel greifen müssen, wie schon jetzt für Beleuchtung der Städte bedeutend mehr bewilligt wird als noch vor zwanzig Jahren. So kam im Jahre 1860 in Berlin auf 120 Einwohner eine öffentliche Gaslampe, im Jahre 1882 dagegen auf 91 Einwohner.

Bereits in einer Reihe von Städten ist man von den Versuchen mit elektrischen Vogenlampen zu definitiven Anlagen vorgeschritten, so in Berlin und Hamburg. Namentlich findet man dieses in amerikanischen Städten, welche zum Teil vollständig zur elektrischen Beleuchtung übergegangen sind. An vier Punkten der kleinen Stadt Denver (Colorado, circa 75,000 Einwohner) sind auf etwa 40 Meter hohen Masten helle elektrische Lampen errichtet, die ein mildes, gleichmäßiges Licht verbreiten, aber durch

kleinere Lampen an solchen Punkten, wohin ihr Licht nicht bringen kann, unterstützt werden. Von der Stadt Los Angeles (Kalifornien) berichtet man, daß in Abständen von 600 Meter auf Masten von 46,5 Meter Höhe Vogenlichtlampen von je 3000 Kerzen Stärke angebracht sind. Acht solcher Lampen sind in Betrieb, welche selbst in finsternen Nächten für gewöhnliche Zwecke genügendes Licht erzeugen sollen. In der Stadt Rochester (New-York) will man die Kraft eines Wasserfalles benützen, um 18 Dynamomachines zu treiben, welche zusammen 720 Vogenlampen speisen sollen. In fast allen größeren Städten der Union findet man inmitten der großen Plätze auf Mastbäumen von über Haushöhe große Vogenlampen aufgestellt, deren nach oben gerichtete Strahlen durch einen großen, über der Lampe angebrachten Reflektor nach unten geworfen werden.

Der Schweizer Kurort Montreux hat einer Gesellschaft die Konzession erteilt, mit Hilfe des Wassers des Genfer Sees die ganze Stadt elektrisch zu beleuchten, und ebenso hat die Stadt Temeswar in Ungarn durch Vertrag einer Gesellschaft auf fünf- und zwanzig Jahre die ausschließliche Beleuchtung von Straßen und Gebäuden durch elektrisches Licht übergeben, desgleichen Goldfester (Eßter) und Saratow an der Wolga.

Bei diesen letzteren Anlagen werden zum Teil nicht Vogenlampen, sondern elektrische Glühlampen von circa 16 Kerzen Stärke verwendet. Es erübrigt noch, zu berichten über die Versuche, welche mit dieser Lichtquelle bisher angestellt worden sind.

Die Hauptvertreter der Glühlampenbeleuchtung, die Edison-Compagnien, wie sie sich in New-York, in London, Paris und Berlin konstituiert haben, scheinen sich als Ziel gesetzt zu haben, die Gasbeleuchtung in Straßen und Gebäuden vollständig zu ersetzen. Es ist deshalb den Glühlampen, welche für diese Zwecke benützt werden sollen, ungefähr die gleiche Helligkeit gegeben worden wie diejenige eines gewöhnlichen Gasbrenners, es wurden Vorrichtungen konstruiert, um die einzelnen Lampen anzuzünden und auszulöschen, auch ihre Helligkeit vermindern zu können, und man erdachte Apparate, welche gestatten, die verbrauchte Elektrizitätsmenge genau so zu messen und zu kontrollieren, wie solches bei der Gasbeleuchtung durch die Gaszähler in Bezug auf das verbrauchte Gas geschieht.

Wie allgemein bekannt, hat die New-Yorker Edison-Compagny zuerst in New-York eine große Zentralstation errichtet, welche nunmehr anderthalb Jahre lang funktioniert und 13,300 Glühlampen umfaßt. Ebenso wurde auf dem Holbornviadukt in London eine solche Zentralstation angelegt, von welcher 192 Glühlampen auf der Straße, 745 in Läden und Privathäusern gespeist wurden, in Mailand errichtete man eine Zentralstation für 9000 Glühlampen, von welchen eine große Anzahl (2000) zur Erleuchtung des Scalatheaters dienen. Bei diesen Anlagen wird von den Edison-Compagnien das elektrische Glühlicht zum Vortheil der bisherigen Gasbeleuchtung geliefert. Bekanntlich hat auch der Magistrat von Berlin mit der deutschen Edison-Gesellschaft einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem dieser Gesellschaft gestattet wird, zur Abgabe von Glühlicht an Behörden und Private Zentralstationen zu errichten, wobei dem Magistrat das Recht zusteht, auch für die Straßen die Beleuchtung mit Glühlampen zu verlangen. In Schwerein, Lübeck, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Wien, Breslau und anderen Orten hat man die Anlage ähnlicher Zentralstationen in die Hand genommen.

Nach den bisherigen Erfahrungen scheint für die öffentliche Beleuchtung die Einführung der Glühlampen von nicht größerer Helligkeit, als die gewöhnlichen Gasflammen sie besitzen, von keinem Vorteil zu sein, da die Betriebskosten wohl noch zu hoch sind; es ist kaum zu erwarten, daß die Gesellschaften, welche elektrisches Glühlicht zu den bisherigen Gaspreisen abgeben, auch nur annähernd solche Ueberschüsse erzielen werden, wie bekanntlich die Gasanstalten.

Wenn man die in Obigem in großen Zügen geschilderte Entwicklung der öffentlichen Beleuchtung überblickt, so kann man sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß die Fortschritte auf diesem Gebiete nicht nur allmählich gemacht, sondern in fort und fort schnellerem Tempo erfolgt sind. Die Versuche mit dem elektrischen Licht haben in den letzten Jahren einen erneuten mächtigen Anstoß gegeben und uns gezeigt, in welcher Dunkelheit wir uns bisher nach Untergang der Sonne befanden. Das Lichtbedürfnis ist bedeutend gewachsen und wir können sicher sein, daß wir in nicht zu ferner Zeit vielleicht in derselben Weise auf die Gasbeleuchtung in ihrem jetzigen Zustande zurückblicken werden, wie wir jetzt mit mitleidigem Lächeln der früheren Gelbeleuchtung gedenken.

Das „Haus mit den Köpfen“ in Valence.

(Bild S. 469.)

Wo an üppigen Nebelgebirgen der weitbekannte St. Veray wächst, am linken Ufer der Rhone, liegt Valence, die 24,000 Einwohner zählende Hauptstadt des französischen Departements der Drôme. Die gut, aber ziemlich unregelmäßig gebaute Stadt ist Sitz des Präfecten, der Departementsregierung und eines Bischofs, hat eine Artillerieschule, welche Napoleon I., damals noch einfacher Artillerieunterlieutenant, besuchte, und neben elf anderen Kirchen eine nicht uninteressante altromanische Kathedrale, die ein prächtiges, aus Canovas' Meisterhänden hervorgegangenes Mausoleum enthält zum Gedächtnis Pius VI., der im Jahr 1798 hier als Gefangener starb.

Von hervorragend architektonischem Interesse ist hauptsächlich eines der vielen älteren Häuser der Stadt, das sogenannte Maison des têtes (das Haus mit den Köpfen), dasselbe, das wir heute unteren Lesern im Bilde vorführen. Es ist eine prächtige Reliquie aus dem fünfzehnten Jahrhundert, jener Periode entstammend, wo sich der gotische Stil unter dem Einflusse der Renaissance bereits zu moderiren begann, ein reiches, partiellweise geradezu wunderbares Zeugnis des ineinandergreifens dieser beiden Kunstströmungen.

Nicht spurlos sind die Jahrhunderte an dem alten Hause vorübergegangen. Die Medaillons, wohl die Bilder alter Seigneurs des Landes, sind arg mitgenommen, die reiche Bildhauerarbeit der Fassade ist teilweise zerbrochen, der hohe, stolze Thorbogen schwer geschädigt, dennoch aber gemahnt der ganze Bau den Besucher noch gar wunderbar an alte Pracht — selbst nur schauen ihn die in dem modernisirten Erdgeschosse ausgelegten Lingerien des Magazins Robert an: die gefälschte Chemiserie, die hohen, steifen Gols, die starkglänzenden Manichetten — die geschmiegelt Reuzen im Rahmen alter steinerne Herrlichkeiten.



1. Aderbach, der Riesenhandschuh und die Widellinder. — 2. Landesgut. — 3. Der Zuckhut (Aderbach). — 4. Die Felsenkrone oder das Adlernest (Wedelsdorf). — 5. Die Getreidesäcke. — 6. Felspartie aus Wedelsdorf. — 7. Der Großvaterstuhl (Aderbach). — 8. Der Henseltzug. — 9. Liebau.

Liebau und Landesgut in Schlesien mit Partien aus dem Aderbach-Wedelsdorfer Felsentheater. Nach Photographien von L. Pielichmann in Landesgut in Schlesien. (S. 475.)

Aus dem australischen Busch.

Ein Lebensbild

mitgeteilt von

Julius Duboc.

(Alle Rechte vorbehalten.)

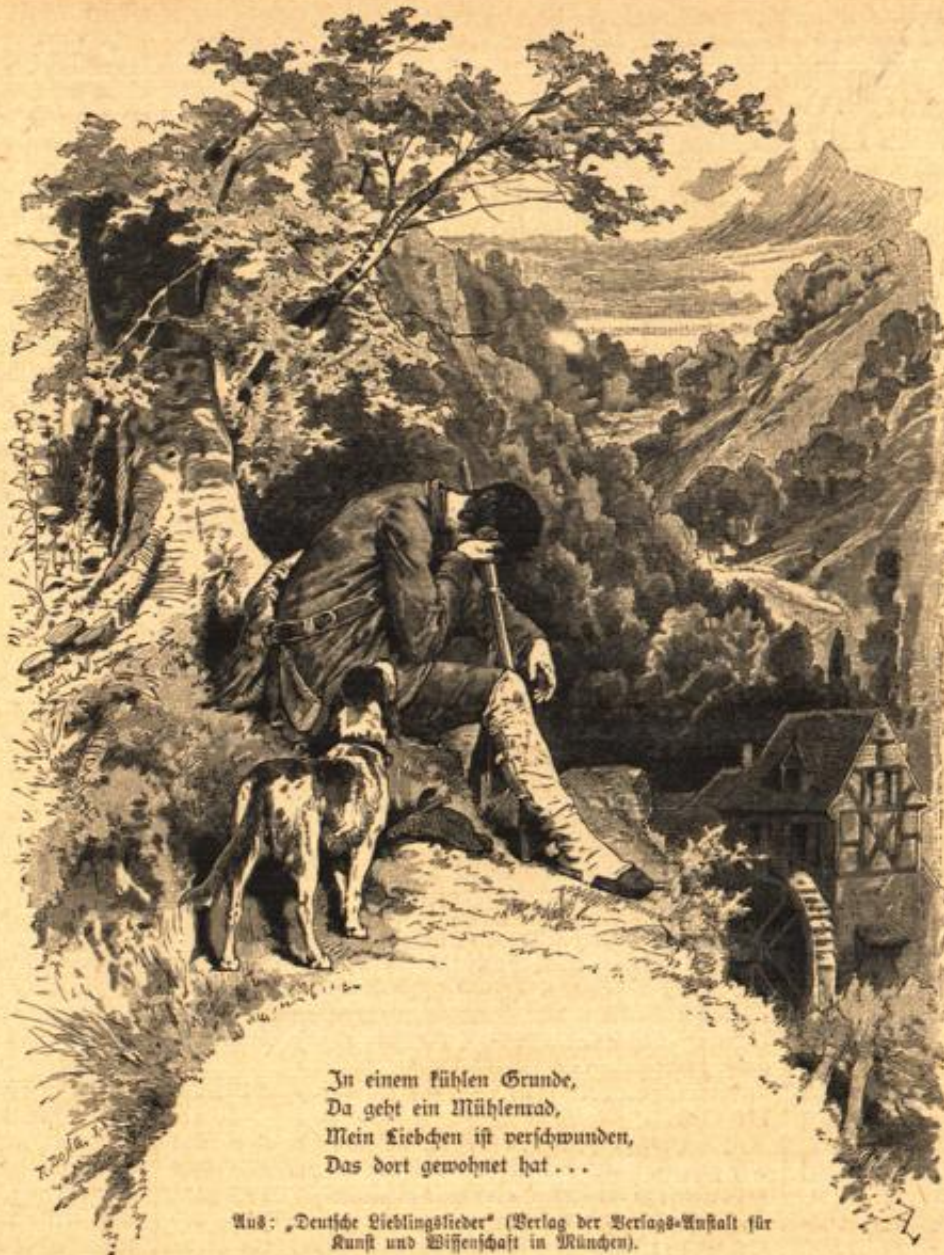
Wir hatten uns eben zum Thee niedergesetzt. Mein Compagnon war im Begriff, das Drahtgehäuse von dem Stück Salzfleisch abzuheben, das unser Souper bildete und stets zum Schutz vor den schwärmenden Schmeißfliegen unter dieser Maske servirt wurde; ich hatte gerade den dampfenden Thee in zwei Blechgefäße — das australische Porzellan — eingeschenkt und vertiefte den einzigen Löffel, der uns zu Gebote stand, in eine Dütte braunen Kochzuckers, als es an die Thüre pochte.

„Herein!“ riefen wir beide.

Die Thüre ging auf und einer unserer Schäfer, eine ehrliche deutsche Haut aus dem engeren Vaterlande Württemberg, wünschte guten Abend, aber in auffallend betrübtem Ton, der nichts Gutes weißte.

„Was ist denn los, Jakob,“ sagte mein Compagnon, „was machst Du denn für ein Gesicht? Habt ihr schon wieder Schafe verloren?“

„Sie haben uns alles gekrämmert (gestohlen),“ sagte Jakob, der schon auf einer bedenklichen Höhe jener Vermischung von Deutsch, Englisch und einzelnen Brocken der Ursprache angelangt war, welche bei den eingewanderten Deutschen der niederen Volksklasse dem gänzlichen Vergessen der Muttersprache voranzugehen pflegt, „die blackfellows (Eingeborenen) alles unser flour (Mehl), unser meat (Fleisch), unser tomahawk (Beil), mein neues shirt (Hemd), mein blanket (wollene Decke). Ich habe gar nichts mehr,“ fügte er mit einem höchst beweglichen



In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnt hat...

Aus: „Deutsche Lieblingslieder“ (Verlag der Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft in München).

Seufzer hinzu, „als meinen Strohsack und die alte Bibel. Die alte Bibel lassen sie immer da, die haben sie das vorigmal auch schon liegen lassen.“

„Sie sind doch menschlich und wollen Dich nicht um den Trost der Religion bringen,“ sagte mein Compagnon, der unwillkürlich lachen mußte. „Tröste Dich, Jakob, der Schaden ist noch zu kuriren. Wir wollen Dir Deine Siebensachen ersehen und den Schuften nächstens eins auf die Mähe geben.“

Wir sprachen mit Jakob noch dies und jenes über seine Herde, gaben einige Verhaltensmaßregeln und schickten ihn dann, neu ausgerüstet, mit einem Sackchen Mehl, Thee und Zucker und einem Stück Fleisch unter dem Arm, nach seiner etwa Dreiviertelstunden von uns im Walde liegenden Hütte, die mittlerweile von seinem Bruder, der mit ihm zusammen schäferte, bewacht worden war.

Aber seine Stimmung hatte sich nur wenig verbessert, trotz des ersehten Verlustes, und unsere war auch nicht zum besten. „Wissen Sie, mon cher,“ sagte mein Compagnon, als er nach beendigtem Thee vor dem großen Kamin saß, in dem des feuchten Abends halber ein ungeschlagter Baumstamm brannte, während ich auf einem mit einer Matratze bedeckten Gestell, das unser Sofa vorstellte, eine Cigarre rauchend, lag, „wissen Sie, daß das ein sehr ärgerlicher Handel wird? Wissen Sie, daß wenn das so fortgeht, die Kerle uns vollständig über den Kopf wachsen und wir hier nur einpacken können? Das ist jezt das fünfte oder sechste mal in Zeit von wenigen Wochen. Schaffen wir nicht Rat, so bleibt uns kein Schäfer am Platz und wir können zusehen, wo wir mit unseren dreizehntausend Schafen bleiben.“

„Eine schöne Aussicht,“ sagte ich; „wäre ich nicht eben im Begriff, einzuschlafen, so würde mich kaltes Ent-



Das Osterfleischweihen in Rärnthén. Nach einer Skizze von Franz Schlegel. (S. 475.)

sehen paßen; aber worüber entsteht man sich noch in diesem Lande? Der stete Anblick dieser Schwarzen und mein neuliches Abenteuer mit der Schlange hat mich auf einige Zeit von aller Empfänglichkeit für Schönes wie Schreckliches kurirt."

"You take it coolly, my friend," sagte mein Compagnon, "weil Sie nicht lange genug im Lande sind, um unsere Lage zu begreifen. Eins ist gewiß, und das ist, daß ich morgen diese schwarzen Halunken auffuchen und ihnen ihre Beute abjagen versuchen werde."

"Wie, Sie wollten, lieber Dumont!" rief ich, ernsthaft beunruhigt, aus. "Denken Sie nicht daran, daß das Hinterland unserer Station die unwegsamsten Schluchten und Gebirgspartien enthält, in die es rein unmöglich ist, vorzudringen, denken Sie nicht an unsere letzte Expedition nach dem Bomba-Bombu-Wasserfall, an die kolossalen Gebirgswände von sicher tausend Fuß Höhe, an die lebensgefährliche Art, mit der wir uns aus jenem tollen Gewirre von Schluchten und Abgründen, in das wir uns unbesonnen eingelassen, mit knapper Not retteten? Und wie denken Sie überhaupt, allein einem Trupp von vielleicht 20—30 Mann Schwarzen gegenüberzutreten?"

"Wie?" sagte mein Compagnon. "Jedenfalls ohne Waffen; es ist das sicherste Mittel, ihnen zu imponiren, und darin hauptsächlich beruht unsere Stärke. Wahrscheinlich werde ich sie aber gar nicht finden, es müßte denn ein glücklicher Zufall mich leiten."

"Aber dieser Schritt ist absurd, lieber Dumont," rief ich aus, "und Sie nennen das noch einen glücklichen Zufall? — Sie wagen dabei Ihr Leben."

"Das, mein Freund," erwiderte Dumont, "wagen wir bei unserer Lebensweise so wie so alle Tage, aber dieser Schritt muß gethan werden, wir müssen den Schälern zeigen, daß wir für ihre Sicherheit uns bemühen, oder wir verlieren allen Kredit und behalten keinen Mann am Platze. Glauben Sie mir, ich weiß, was ich sage."

"Sie sind also entschlossen zu reiten?" fragte ich.

"Unerfütterlich!"

"Dann werde ich mich diesem Unerfütterlich anschließen und mitreiten," sagte ich, "mitgefangen, mitgehangen — zu Haus würde mich vollends das Fieber der Ungeduld verzehren."

"As you please," sagte mein Compagnon gähmend, "ich bin aber unschuldig an Ihrem jungen Blut und vorläufig können Sie es noch einmal beschlafen."

"Gute Nacht," sagte ich, "ich werde die ganze Nacht nicht schlafen."

"Ich um so besser," erwiderte mein Compagnon, während er sein Lager aufsuchte.

Aber auch bei mir hielt die augenblicklich aufgestiegene Unruhe nicht stand vor der übermächtigen Müdigkeit nach einer erschöpfenden Tagesarbeit. Kaum auf meinem Strohlager ausgestreckt, fiel ich in jenen tiefen, traumlosen Schlaf, der das beglückende Vorrecht der Jugend und der schweren Körperarbeit ist.

Der Gefährte meiner australischen Fahrten, mit dem mich die fast absolute Einsamkeit des Lebens in jenen menschenleeren Wäldern enger zusammenband, als es das einfache geschäftliche Compagnieverhältnis zu thun vermocht hätte, war eine jener brillanten Organisationen, die das Zeug dazu haben, unter Begünstigung von Zeit und Umständen, die Welt ein wenig aus den Angeln zu heben und tief einschneidende Spuren ihrer Wirksamkeit zu hinterlassen. Auf sie ist das Goethesche Wort gesagt:

Schäume nicht, dich zu erdreissen,
Wenn die Menge lauernd schweift!
Alles kann der Erde leihen,
Der versteht und rasch ergreift."

Unwillkürlich citirte ich halblaut diese Strophe, als ich am nächsten Tage neben meinem unermüdeten Compagnon hertrabte und durch einen zehnstündigen Kreuz- und Querritt, der vollständig fruchtlos geblieben war, nachgerade ermüdet, schon verschiedentlich vergebens zur Umkehr gedrängt hatte.

"Kommen Sie, Freund, tenax propositi," sagte ich, "zu deutsch Eigensinn genannt. Ich bin entsetzlich müde. Das 'rasche Ergreifen' ist sonst allerdings Ihre Sache, aber bei den Schwarzen muß man eine Ausnahme gestatten, und wenn Goethe meinte, daß der Erde alles leisten könne, so kannte er New-England nicht und was es heißen will, in diesen Wäldern eine solche Schwarzhaut in ihren Schlupfwinkeln aufzufinden."

Mein Compagnon hielt die Zügel seines Pferdes an.

"Sollen wir umkehren?" fragte er lächelnd.

"Unbedingt," erwiderte ich eifrig. "Sie glauben nicht, lieber Dumont, wie höchst erleichtert ich mich durch das unergründliche Resultat unserer Expedition fühle. Wir haben die Ehre auf die billigste Weise gerettet, das ist ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorteil. Die Poesie der Sache ist geblieben, ohne ins Schauerliche umzuschlagen, was stets die Genüßfähigkeit der Seele beengt. Und dabei ist es wahrhaft romantisch hier."

Es war in der That so.

Die sogenannten "gulphs", die das Hinterland unserer Station bildeten und in der ganzen Gegend wegen ihrer Terrainverhältnisse als eine vollkommene terra incognita galten, bestanden aus einer Reihe der wildesten Gebirgsformationen, die sich die Phantasie erdenken kann.

Der Grund dieser sonst in Australien nicht gewöhnlichen Erscheinung lag wahrscheinlich in dem Umstand, daß das

hier noch ungefähr 4000 Fuß hohe Gebirgsplateau von New-England auf hundert englische Meilen der Meeresküste nahe gerückt ist. Der plötzliche Hinabsturz von einer so bedeutenden Höhe zu der Meeresfläche vermittelt sich durch chaotisch durcheinandergeworfene Ketten unübersehbarer Abgründe und von tiefen Schluchten durchfurchter Gebirgskämme.

In der Nähe dieses Gebietes, das eine ganze Welt für sich umschließt, befanden wir uns jetzt.

Ueber die unabsehbaren grauen Wäldermassen goß die dem Untergange sich zuneigende Sonne ihr purpurnes Licht, ein wahres Meer von vergoldeten Baumspitzen wogte vor unseren Blicken.

Zu unserer Rechten zog sich eine tiefe Schlucht, die im weiteren Verlauf sich verbreiterte und das Aussehen eines grotesken Erdspaltes annahm.

Es herrschte eine tiefe Stille in der Gegend. Eine Anzahl Kakadus, die bei unserem Nahen mit mitleidendem Geschrei aufgeschrien waren, hatte sich wie große Schneeflocken auf die kahlen Äste eines toten Baumes niedergelassen und schien unsere weiteren Schritte mit Ruhe abwarten zu wollen.

"Sie wünschen also umzukehren?"

"Ich wiederhole Ihnen dies schon seit einer Stunde."

Ein eigentümlicher Laut traf unser Ohr, er klang ungefähr wie das Hämmern eines Spechtes, noch einmal und zum drittenmal. Dann wurde es wieder still.

"Sie hörten doch unzweifelhaft diesen Ton?" fragte mein Compagnon.

"Ich hörte gar nicht," sagte ich, dem allerhand unbestimmten Ahnungen aufstiegen.

Ein zwei bis drei Minuten lang anhaltendes Hämmern, diesmal sehr vernehmbar, unterbrach beinahe meine Worte. Unsere Pferde spitzten die Ohren. Die Kakadus begannen wieder ihr abscheuliches Getöse.

"Sie wissen doch, was das ist?" sagte mein Compagnon.

"Vermuthlich ein Specht," erwiderte ich etwas kleinlaut.

"Ein Specht, mein Bester!" rief mein Freund, dessen Augen vor Vergnügen blühten; "die Schwarzen sind es, sie hämmern mit dem gestohlenen Tomahawk auf die Bäume! Sehen Sie nun wohl, der Herr verläßt die Seinen nicht, wenn man nur Geduld hat."

"Gott gebe es!" sagte ich, "wir könnten es jetzt gerade nötig haben."

Ich hatte große Lust, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht viel geratener sei, die Leute bei ihrem Hämmervergnügen nicht weiter zu belästigen, aber mein ungeduldiger Compagnon war schon einige Schritte voraus in der Richtung des Schalles geritten. Ich gab also meinem Pferde, das durch meine Reizung für die Heimat zu teilen schien und nur höchst widerwillig Folge leistete, die Sporen und folgte seinem Beispiel.

Das von Zeit zu Zeit wieder auftauchende Hämmern führte uns immer näher an den Rand der vorhin erwähnten Schlucht, in welche hier zahlreiche Einsenker mündeten. Je weiter wir vordrangen, desto mehr versperrten uns Felsstücke und umgestürzte Baumstämme den Weg.

Eine Wendung desselben führte uns hart an einen steilen, aber nicht sehr tiefen Abhang, und ein Blick in die Tiefe zeigte uns ein Feuer und, halb verborgen hinter dem aufsteigenden Rauch, verschiedene menschliche Gestalten.

"Ein Trost noch," dachte ich bei mir selbst, "wir können nicht hinunterreiten, der Weg ist viel zu steil."

In demselben Augenblick stieg mein Compagnon vom Pferde.

"Was haben Sie denn vor?" fragte ich halblaut, "nachgerade wird mir etwas schwül zu Mute."

"Sie sehen doch den Weg," erwiderte mein Compagnon, "wollen Sie da hinunterreiten?"

"Durchaus nicht, aber noch weniger gehen. Wir werden doch wohl wahrhaftig nicht zu Fuß und in dies Raubnest begeben sollen?"

"Reden Sie doch nicht so laut, Sie Hasenfuß!" sagte mein Compagnon, der schon auf das zunächstliegende Felsstück bergab zu steigen begann; "Sie verzagen uns noch die Beute."

Die Unterhaltung verstummte und es ging bergab, immer bergab, halb kletternd, halb rutschend, bald vorsichtig hinter Büschen versteckt, bald vorgebeugt laufend, ob unser Nahen von den scharf witternden Eingeborenen auch bemerkt würde. Aber die Schwarzen waren zu sehr in ducel jubilo über ihre erbeuteten Schätze, um ihre gewohnte Wachsamkeit diesmal zu bewahren, und wir gelangten unbemerkt in den Thalkessel und an eine Stelle, wo wir durch das Gebüsch hindurch die ganze Scene bequem überblicken konnten.

Es waren etwa ein Duzend Eingeborene, unter ihnen vier weibliche, um ein loderndes Feuer versammelt. Das gewöhnliche adamitische Kostüm hatte eine Einbuße erlitten. Auf der schwarzen Haut des einen zeichnete sich glänzend die gestohlene weiße Moleskinhose ab, während sich ein anderer mit dem Hiebat eines um den Kopf gewundenen rotbaumwollenen Taschentuches begnügt hatte.

Das, wie es schien, älteste Mitglied der Gesellschaft stand nachdenklich vor dem Feuer. Ihm war das neue Hemd zugefallen, dessen Verlust Jakob besonders nahe gegangen war, und der Barbar hatte dasselbe nicht einmal funktgerecht angelegt, sondern sich damit begnügt, die Rückseite seiner Figur damit zu bedecken und die Ärmel, statt sie anzuziehen, lose um den Hals zu schlingen.

Ein Teil einer angerichteten Mahlzeit schien beendet.

Einige der Eingeborenen saßen gebückt über den Knochenresten eines ansehnlichen Stückes Fleisch und benagten die letzten Reste desselben, andere rührten Mehl mit Wasser zu einem Brei, um diesen dann in der Asche zu einer Kuchenart von sehr primitiver Beschaffenheit zu rösten.

Es herrschte viel Lebendigkeit in der kleinen Gesellschaft, die sich offenbar gegenüber ihren übrigen Stammesgenossen für den Augenblick im Licht einer günstig situirten Minderheit ersahen.

Jene langgezogenen gurgelnden Töne und jenes halb kindische, halb klägliche Lachen, das den australischen Eingeborenen eigen, schlugen wiederholt an unser laufendes Ohr.

"Es sind unsere Stationschwarzen," flüsterte Dumont; "sehen Sie Billy Mogo?"

"Gewiß, und Baddy Bighead."

"Und Mary."

"Und Kangaroo-rat."

Kangaroo-rat war ein vater- und mutterloses, emancipirtes Büschchen von etwa sechs Jahren, dem wir seiner possenhafsten Erscheinung halber diesen Tiernamen erteilt hatten und der sich in diesem Augenblick damit beschäftigte, offenbar in einem Anfall von äußerstem Wohlbehagen, mit seinen schwarzen Beinen gegen den Himmel zu gestikuliren, während er, um die Balance nicht zu verlieren, mit den Armen einen Baumstumpf umklammert hielt.

Wir hatten uns jetzt auf kaum zwei Schritte genähert, nur durch eine dünne Scheidewand von Gebüsch von unseren Missethättern getrennt.

"Take care," sagte mein Freund. Ich hatte große Lust, ihn an seiner Bluse festzuhalten, aber es war zu spät, und mit einem geräuschvollen Griff das Gebüsch teilend, machte er einen Satz bis in die Mitte der nichtsahnenden Gesellschaft.

Ein durchdringender Schrei von seiten der weiblichen Abteilung und ein blühschnelles Verschwinden des telegraphirenden Kangaroo-rat hinter einem Baum waren die nächsten Folgen unseres Erscheinens.

Mein Compagnon donnerte unterdessen wie ein wahrer Jupiter tonans in den entsetzlichen Ausdrücken und ich betretete mich, durch einen möglichst grimmiigen Gesichtsausdruck den Eindruck seiner Rede zu verstärken.

Dieser Eindruck war in der That über alle Beschreibung. Wenn von dem heiteren Himmelsgewölbe über unseren Häuptern, an dem eben die ersten Sterne erglänzten, ein Stern sich losgelöst hätte und direkt in das lodernde Feuer zu unseren Füßen hinabgestürzt wäre, so hätte dies nicht mehr Erstaunen und jedenfalls weniger Entsetzen hervorgerufen, als unser urplötzliches Erscheinen an diesem Ort, den wahrscheinlich nie ein Weißer betreten hatte.

Der Ausdruck des vollkommenen all ihr Fassungsvermögen Uebersteigenden lag deutlich auf den entsetzten Gesichtern der Schwarzen, die kaum aufzublicken wagten.

Zeit zum Besinnen wurde auch nicht gegeben.

Mit einem kühnen Griff, der den davon betroffenen Eingeborenen beinahe strangulirte, entriß mein Freund dem vorerwähnten ältesten Mitglied der Gesellschaft das Hemd, das ihm die Dienste eines Frackes geleistet hatte, ich packte mit Gemütsruhe eine wollene Decke zusammen, die am Boden lag.

Von da ab wirkte das Beispiel ansteckend. Billy Mogo entäußerte sich möglichst schnell seiner Hose und präsentirte sich wieder in seinem natürlichen schwarzen Kostüm, Baddy Bighead seines roten Kopftuches, Kangaroo-rat brachte den Tomahawk, Mary einen zerbrochenen Spiegel. — Alle schienen erzürnte Gottheiten mit Geschenken beschwören zu wollen, daß sie Gnade für Recht ergeben ließen.

Die Gottheiten befanden sich auch, der ganzen Lage der Dinge nach, diesmal durchaus in der Verfassung, nicht zu sehr auf ihr Recht zu trumpsfen.

Dennoch — und ich beobachtete das mit stiller Bewunderung — ließ mein Compagnon keinen Augenblick von seiner stolzen, herrischen Haltung ab, unter deren imponirendem Eindruck die Eingeborenen wie unter einem Alpdruck gebannt lagen, den keiner abzuwälzen vermochte. Die ganze Sache war das Werk von wenigen Minuten.

Die gestohlenen Gegenstände wurden zusammengepackt und Baddy Bighead belud sich mit denselben, um sie uns hinaufzutragen. Mehl und Fleisch ließen wir wohlweislich zurück, eingedenk der goldenen Brücken, die man dem geschlagenen Feinde bauen soll.

Unter Androhung der entsetzlichsten Strafen, wenn je wieder etwas Aehnliches vorkäme, verabschiedeten wir uns dann von der betäubten Gesellschaft, die jetzt in der Kühle der Nacht Betrachtungen über den Wechsel ihrer Vermögensverhältnisse anstellen konnte.

Der aufgegangene Mond warf sein blaßes Licht über die unendlichen, in Nacht begrabenen Waldmassen, deren

¹⁾ Stationschwarze sind diejenigen, welche sich vorwiegend auf einer der Stationen — den großen Viehweiden der "squatters" — im Innern aufhalten und durch ihre Berührung mit den Weißen um ein wenig aus der totalen Wildheit herausgetreten. Ohne in irgend ein bindendes Abhängigkeitsverhältnis zu treten, verrichten sie doch oft diese oder jene Arbeit und erhalten dafür den Abfall der Nahrung und etwas Tabak. Sie bewahren meistens ein gewisses Geschick, sind ramentlich unübertrefflich im Schöpfen und im Auffinden verlorener Schätze, deren für europäische Augen oft unsichtbare Spuren sie mit der größten Leichtigkeit finden, bleiben aber stets vollkommen unzuverlässig und entgehen auch nicht ihren Lebensgewohnheiten. Im Verkehr mit dem Europäer bedienen sie sich, ebenso wie der Europäer selbst, eines aus einzelnen Worten ihrer Sprache und verdothenem Englisch zusammengesetzten Jargons, dessen Handhabung zwar nicht ganz leicht ist.

dunkle Konturen er nur mit zitternden Reflexen übergoß, als fürchte er, ihre verborgenen Geheimnisse aufzudecken.

Durch die Stille der Nacht tönte das schrille Röhren eines Lachvogels, dem alsbald ein tausendfältiger, gellender Chorus sich anschloß. In der Schlucht selbst, aus deren unheimlichen Schatten wir allmählich wieder auftauchten, war es ruhig geworden, kein Lachen und kein Schreien mehr — die Betäubung, die wir verursacht hatten, hielt, wie es schien, noch vor. Wir selbst war fast betäubt zu Mute und die ganze Umgebung erschien mir wie märchenhaft verzaubert.

Aber da waren unsere Pferde, nur wenige Schritte entfernt von dem Plaz, wo wir sie verlassen, eifrig grasend, — da die unscheinbaren und doch so kostbaren Tropfen unserer siegreichen Expedition, und während ich die wieder erbeutete wollene Decke auf den Sattel festknallte, sagte ich zu meinem Compagnon:

„Alles kann der Götze leisten,
Der versteht und rasch ergreift!“

Die Expedition hatte übrigens den von meinem Freunde vorausgesagten Erfolg. Unsere englischen wie unsere deutschen Schärer gewannen ein fast unbedingtes Vertrauen zu unserer Umsicht und Ueberlegenheit, und in dem sonst flüchtigen Gedächtnis der Schwarzen haften diese Ueberfälle mit einer solchen Zähigkeit, daß wir vor ihren weiteren Verlästigungen fortan einigermaßen sicher blieben.

Das Adersbach-Weckelsdorfer Felsentheater.

(Bild S. 472.)

Als die Granitmasse des böhmischen Landes von Schlesien scheidenden Gebirgswalles der Sudeten sich in der Urzeit aus den Tiefen des Erdinneren erhob, als sie sich hindurchzwängte durch die Schichten der überlagernden Gesteine, da richtete sie auch die Ränder des mächtigen Quadrantenschiefers, welches sie bedeckte, hoch auf und schuf so jenen von der sächsischen Schweiz bis zum Lager Gebirge reichenden, der eigentlichen zentralen Bergkette böhmischer Vorliegendes Zug von Felswänden, deren merkwürdige Bildungen in aller Welt berühmt geworden sind. Namentlich erfreut sich die Gesteinsgruppe bei den böhmischen Ortshäusern Adersbach und Weckelsdorf wegen ihrer gewaltigen und grotesken Einzelheiten weitverbreiteten Ansehens, und der Strom der Fremden fließt während der Reisezeit ununterbrochen zwischen den Coulissen ihrer „Felsentheater“ hin.

Die ursprünglich jedenfalls kompakte Sandsteinmasse dieser Felsen ist im Laufe der Jahrtausende zu mehr oder weniger weiten Schichten zerklüftet, in Pfeiler und palisadenartige Formen zerfallen, an den Kuppen und Abstürzen zu wunderlichen Figuren zerbröckelt und abgeplättet. Die oft überraschende Ähnlichkeit dieser Figuren mit menschlichen oder tierischen Gestalten, mit einzelnen Teilen solcher oder auch anderen Dingen hat ihnen die entsprechenden Bezeichnungen verschafft, und selbstverständlich muß der Berggeist Mißbezahl sich gefallen lassen, daß eine ganze Zahl der Figuren auf ihn bezogen wird, gerade wie es auch auf der nicht minder interessanten Heuscheuer, dem Glangpunkte des Lager Gebirges, der Fall ist.

Das Felsengebiet von Adersbach und Weckelsdorf bedeckt ein Terrain von etwa fünf Kilometer Länge und vier Kilometer Breite. Es liegt ungefähr inmitten eines Ringes von Städten, den auf preussischer Seite Liebau und Friedland, auf böhmischer Braunau, Politz, Trautenau und Schatzlar bilden. Topographisch ein einheitliches Ganzes, ist es für den Besucher in zwei Teile geschieden, deren jeder besonders begangen und besonders bezahlt werden muß, wie denn überhaupt das Bezahlen dort eine recht auffällige Rolle spielt. Ueberall Echoblöcher, Böllerschüsse, Orgelspiel, Rohnfahrt und anderes mehr, alles gegen Taxipreis oder Trinkgeld. Man darf sich darüber nicht allzu sehr wundern; denn das ganze Gebiet ist Privatbesitz und verursacht immerhin Unterhaltungskosten für die recht bequemen Wege, für Brücken, Felsentreppe und dergleichen. Der Genuß der überaus merkwürdigen Naturspiele, sowie der hellenweise großartigen Scenerien ist überdies mit dem zu Zahlenden keineswegs zu teuer erkauft. An Zeit beansprucht der Besuch beider Labyrinth ein Tag, die Wanderung selbst durch jedes einzelne etwa zwei und eine halbe Stunde, die Ab- und Zufahrt, die Fahrt von Adersbach nach Weckelsdorf, sowie die Erquickungspausen in den nicht ablenkenden Gasthäusern beider Ortshäuser hat man dann noch hinzuzurechnen.

Aus Schlesien kommende pflegen die Eisenbahnstation Friedland als Ausgangspunkt der Tour zu wählen, eine Fahrt zu Wagen bringt den Reisenden von der Station in einer Stunde nach Adersbach. Nach der Durchwanderung der dortigen Felsen, mit denen man im Interesse der Steigerung des Effektes die Tour beginnt, fährt man in einem halben Stündchen nach Weckelsdorf, um nach Befichtigung der Weckelsdorfer Felsenstadt in halbstündiger Fahrt die Eisenbahnstation Weckelsdorf zu erreichen, von wo der Zug über die Grenzstation Halbstadt wieder ins Preussische zurückgeht. Station Weckelsdorf bildet den Ausgangspunkt der Felsentour für die von böhmischer Seite kommenden Reisenden. Anfanglich war der Adersbacher Teil der Felsen allein bekannt, 1824 erst legte ein ausgedehnter Waldbrand die Weckelsdorfer Gruppe bloß, die dann seit 1847 durch den Besitzer, Grafen von Nummersdorf, mehr und mehr den Touristen zugänglich gemacht wurde. Eine zu beachtende Vorsichtsmaßregel für den Besucher ist der Schutz gegen die in den engeren, tieferen und feuchteren Felspalten herrschende eifrige Kälte. Wer im Laufe der Wanderung Hunger und Durst bekommt, findet sowohl in Adersbach, wie in Weckelsdorf inmitten der Felsen Gelegenheit, diese Bedürfnisse zu befriedigen.

Die Eigenart des Sandsteines bedingt es, daß der vorherrschende Charakter beider Felsenstädte derselbe ist — hier wie dort Klüftung des Gesteins in senkrechter Richtung, die eben die „Coulissen“ des Theaters hervorbrachte, stellenweise die Felswände wie Reihen schmäler Häuser erscheinen läßt, oder den Pfeilergruppen

eine deutliche Ähnlichkeit mit aufrecht nebeneinanderstehenden Getreidesäulen erteilt. Hier wie dort wiederum Horizontalschichten und -Spalten, die manche Partien aussehen lassen wie übereinandergeschichtete Tuschballen. Daher auch in beiden Felsenstädten Marktplätze (großer und kleiner „Ring“) zu finden, in beiden Tuschlager, in beiden Marktförne und dergleichen mehr. An sonstigen besonders fesselnden Formen sieht man in Adersbach beispielsweise den „umgekehrten Zuderhut“, den „Bürgermeister mit der Allongeperücke“, den „Pilz“, „Johannes in der Wüste“, den „Riesenhandschuh“, die „Widelfinder“, den „Großvaterstuhl“, den „Henselkrug“ — in Weckelsdorf die „Felsentrone“, das „Krauschloß“, den „Reponat“, den „Gemsjäger“, das „Fleischerbeil“, das „Kebhuhn“, die „harrende Braut“, die „Martinswand“, die „betende Könne“, den „wandernden Pilger“, das antike „Amphitheater“, den „Frauentopf“ und anderes mehr. Eine Spezialität Adersbachs ist die Schiffsahrt mit dem Wasserfall. Man hat nämlich eine Quelle im obersten Teile der Felsmassen zu einem kleinen, höchst romantisch zwischen Sandsteinwänden eingebetteten See aufgestaut und fährt die Besucher über dies reizvolle Gewässer hin und zurück. Mittels einer Schleuse wird dann das Wasser abgelassen und zwar so, daß es einen etwa zwölf Meter hohen Sturz in eine Felsgrötte hinein bildet. Dieser Sturz „arbeitet“ indes nur nach Bedarf, das heißt wenn gerade Besucher da sind, weil die Wassermasse nicht ausreicht, ihn ununterbrochen zu speisen — gerade wie es bei den meisten anderen Wasserfällen der Sudeten der Fall, die ja auch nur von Zeit zu Zeit ausgegossen werden. Hier übrigens macht gerade der Beginn des Sturzes einen drahtigen Effekt, insofern die Wassermasse von oben her auf den im Innern der Grötte befindlichen Besucher so drohend losstürzt, daß die Aengstlichen jedesmal zum Ergötzen der übrigen das Hasenpanier ergreifen. Weckelsdorf wiederum hat einen Glangpunkt in seinem „Dom“, einer gewaltigen finsternen Felskluft, in welcher das durch ein vom Fährer vortragenes schwingvolles Gerüst weisevoll gestimmte Gemüt des Besuchers mittels Orgellaut noch mehr in eine hübsche Täuschung verlegt wird. Schön ist auch die Schluchwanderung durch eine lange, schaurige, kalte Felsenspalte, „Neu-Sibirien“, deren mit bräunlichen Flechten bedeckte, feuchte Wände sich oben fast völlig zusammenhängen. Punkte mit bemerkenswerten Echos haben beide Gruppen, doch ist das Adersbacher Echo schärfer; der vielstimmige Widerklang der Hornsignale macht sich namentlich prächtig. Freie Ausblicke dagegen sind in den Adersbach-Weckelsdorfer Felsen, ausgenommen die Echopläze und eine Stelle im oberen Teile des Weckelsdorfer Theaters, nicht vorhanden, und in diesem Punkte ist die Heuscheuer unserer Gruppe überlegen, während sie an Großartigkeit der Felsen selbst diese nicht erreicht.

Wer nicht eilig ist, mag sich an dem guten Weine der böhmischen Gasthäuser göttlich thun, ehe er nach dem Besuche der Felsen wieder die deutliche Grenze überschreitet. Diese in den Grenzdistrikt gelegenen Weinwirtschaften überraschen gewöhnlich durch ihre Größe und städtische Einrichtung, welche sich indes bald erklärt, wenn man weiß, daß sie nicht nur im Sommer vom Touristenstrom, sondern auch zu anderen Zeiten von den Umwohnern besucht werden. Letztere kommen sogar im Winter aus großen Entfernungen, um Schlittenpartien und dann ein Tanzfest zu machen.

Einige Stunden südwestlich von der Adersbach-Weckelsdorfer Felspartie liegt der verschneite Wald von Rabowenz, dessen Besuch großes Interesse bietet. Starke Stämme der vorweltlichen Araucarites Schrollianus liegen dort im Zustande völliger Verwesung, aber in der gesamten Struktur noch genau kenntlich, in der Erde oder an der Oberfläche derselben im Gebüsch. Die Partie bietet aber nicht nur geologisches, beziehungsweise prähistorisches Interesse, sie ist auch reich an Naturerscheinungen, namentlich prächtigen Farnpflanzen.

Cesar Corbet.

Osterfestweihen in Kärnten.

(Bild S. 473.)

Das Weihenlassen von Geräten für das Haus, ebenso ehbarer Dinge und heiliger Mittel durch den Priester ist eine fromme Sitte, welche in der ganzen katholischen Welt geübt wird. Es gibt Festtage, an denen gerade einzelnes am geeignetsten geweiht wird, und wer einen Wallfahrtsort besucht, legt sicherlich eine ganze Reihe von Dingen, welche zum Bringen ins heimische Haus bestimmt sind, auf den hierfür bereiten langen Tisch, an dem der Priester, Weihwasser und Segen darüber spendend, erscheint. Das Weihen der „Palmzweige“, das ist der wolgigen Knospen an Weiden oder Haselstrauchzweigen, am Palmsonntag, die dahinein in der Stube, auf dem Felde und in Scheuer, Keller und Stall schützend und segensbringend sind, ist bekannt. Ebenso bedarf der Brauch, Osterkerzen zu lassen, seiner weiteren Erklärung mehr. In Kärnten wird auch Fleisch um diese Zeit zum Segnen gebracht. Es ist das letzte und beste, welches seit dem Winter im Kuchengehen gehangen hat, und an manchen Orten wird dies am Palmsonntag in die Kirche getragen, um in den Osterfesttagen verzehrt zu werden. Andern Orts wird eine Ziege oder ein Lamm erst für den Oftertag geschlachtet und somit das Fleisch sodann am Oftertag zur Kirche gebracht. In beiden Fällen werden dort, wo es Mädchen im Hause gibt, diese außersehen, die stolze Bürde des Hauses öffentlich zu tragen. Es ist selbstverständlich, daß die schmutzigen Kleider angethan werden. Der breite Korb sitzt auf dem „Kistl“, oder „Kist“, einem weichen, ringartigen Wulst oder dem Kopfstück, ja selbst über dem Hute, welcher ohnehin nach aufwärts und keinen Schaden nimmt, sicher und fest. Den jungen Gestalten, Mädchen oder Weibern, läßt dies ganz gut und sie wissen sich möglichst zierlich dabei zu benehmen. Draußen vor der Kirche warten schon die Burtschen und Männer, um die Trägerinnen in Augenschein zu nehmen, und so manche geht nicht ohne Begleitung heim, kennt ihren Wert in diesem Augenblick doppelt, denn sie hat wacker bei dem Hausgute mitgearbeitet und weiß, daß nicht jedes Haus so reichen Segen hat und ihn so schön geziert vor den Priester hinlegte. Und wer dem Hauke offenbar lieb und wert, kann kommen und sich auch sein Teil holen — zu rechter Zeit!

Die Freiherren von Bornhorst.

Novelle

von

Alfred Stelzner.

(Fortsetzung.)

Der Alte verzog keine Miene. Er nickte nur einige Male nachdenklich und wie zustimmend mit dem seltsamen Kopfe, sprach eine Zeit lang mit sich selbst, murmelte allerlei unverständliches Zeug vor sich hin, stieß dann sein kurzes, höhnisches Lachen aus, das Leonards draußen angebundener Rostfuchs mit ungeduldigem Wiehern begleitete, und machte sich endlich mit hastigem Eifer wieder an die Arbeit.

Leonard hatte tief erschüttert die Schmiede verlassen. Er war eigentümlich bewegt, von den widerstreitenden Gefühlen überwältigt davongeschlichen, wie um jeder weiteren Erörterung mit dem Alten auszuweichen.

„Ullmar, Freiherr von Bornhorst, du stolzer, armer Mann!“ hatte er mit zitternder Stimme geflüstert, als er ins Freie getreten war und sich von den auf ihn niederbrausenden Windstößen wie mit eisiger Faust geschüttelt fühlte und, träumerisch zu dem nächtlichen Himmel aufstarrend, langsam und wie unbewußt den dunklen Baumgruppen zuschritt.

Mit furchtbarer Klarheit waren ihm plötzlich und unverhofft von dem wunderlichen Alten, zu dem er sich stets unerklärlich hingezogen gefühlt, die Augen geöffnet worden. Endlich also, endlich hatte er eine Erklärung für das so oft rätselhafte Wesen des Mannes, den er Vater nennen durfte, ohne durch Bande des Bluts an ihn geknüpft zu sein.

Für tot auf dem Plaze hatte er ihn gelassen, den ehemaligen Goldbagger, den eine wunderbare Fügung jetzt, nach fast einem Menschenalter, wieder in seine Nähe führte. Nicht im eigentlichen Zweikampfe hätte er den Nebenbuhler getödtet. Der ungeschminkte Mord war's gewesen. Mit allen Schrecken eines gräßlichen Mordes mußte der Unglückliche seitdem sein Gewissen gepeinigt fühlen.

Das also war die Last, die ihn drückte, das die geheime Qual, an der sein Herz krankte, die ihn trieb, jede teilnahmevolle Frage schroff abzuweisen. Ein wunderlicher Zufall hatte ihm den Schlüssel in die Hände gespielt, nach dem er so oft vergeblich gesucht, der ihm mit einemmale in grellem Lichte die Seele des Mannes erschloß, in dem er stets das ritterliche Vorbild eines Edelmannes, das Muster aller Mannhaftigkeit zu sehen gewohnt war, dessen eigenstes Wesen er aber nie zu seiner Befriedigung zu ergründen vermocht hatte.

Leonard fühlte sich von der ungeheuren Helle, die ein einziger Lichtstrahl so unerwartet verbreitet, wie geblendet, von der einen gewaltigen Antwort, die alle, ihn jahrelang beschäftigenden, jetzt in plötzlich vereiniger Fülle ihn überstürmenden Fragen so unerbittlich erklärte, wie erdrückt. Das also war der Grund der Selbstanklage, die er so oft in seinen Augen zu schauen sich vermessen, das der Grund, der ihn oft liebevoll und fürsorglich, ablehnend und verbittert zugleich erscheinen ließ, das wohl auch die Ursache, daß er einsam und unbewußt durchs Leben gewandelt, daß er ihn, die heimatlose Waise, in fremden Landen aufgegriffen und an Kindesstatt angenommen hatte, vielleicht um zu süßnen, was er an fremdem Leben, wie er wußte, mußte, verbrochen.

Bewirrt blickte Leonard auf, als er sich hellerleuchteten Fenstern gegenüber fand.

Er hatte sich, ohne zu wissen, wohin er seine Schritte lenkte, dem Wibergerischen Herrenhause genähert.

Er wäre wohl im Stande gewesen, sich auch heute Rechenschaft darüber abzulegen, was ihn in dessen Nähe geführt, umschlossen doch seine Mauern das Liebste für ihn auf der Welt, seine Gabriele, der er seine grenzenlose Liebe zwar noch nicht gestanden, ihr aber an den Augen abgelesen hatte, daß sie ihm zu eigen sei ohne jedes Beteuern, ohne jedes Bekenntnis.

Er hatte zu dem Manne wollen, dessen väterlicher Fürsorge er ja alles verdankte, was ihn der Geliebten wert machen konnte, um ihm mit einem Griffe die entfesselte, jahrzehntelang unverdient getragene Last vom Herzen zu schleudern. Leonard stand im Begriffe umzukehren, als seine Blicke noch einmal wie abschiednehmend aufmerksam hinter den Scheiben suchten.

Er trat hastig näher heran, ohne sein Entzücken meistern zu können.

Im Hintergrunde des reich ausgestatteten Zimmers hatte er Gabriele, das Ziel seiner heißesten Sehnsucht, entdeckt. Sie saß in einem Sessel zurückgelehnt, ihr reizendes Profil war ihm zugekehrt. Er konnte nicht viel mehr gewahren als den in edelsten Linien geformten Kopf des schönen Mädchens.

Wie das glänzende tiefschwarze Haar schimmerte! Wie die matten Lichtreflexe sich sozend auf den prachtvollen Flechten wiegten und hie und da freudbeglühend aufblitzten! Wie das liebe, sinnige Auge mit seinem feuchten Glanz so rührend und engelrein vor sich hinschaute!

Leonard berauschte sich an dem entzückenden Anblick. Er ahnte nicht, was den lebensvollen Zügen der Geliebten den so süßschmerzlichen Ausdruck aufprägte, der ihre Schönheit mit überirdischem Hauke verklärte.

Plötzlich aber schreckte er unwillkürlich zusammen. Hatte

er recht gesehen? Wem galt die Thräne, die über ihre Wange gehuscht war?

Er reckte sich in die Höhe. Er sah die heftig wogende Brust. Er sah ihre Hände über etwas in ihrem Schoß zusammengefaßt. Furchtbarer Schreck packte den Lauscher.

Mit zitternden Knien stemmte er sich an dem Gesimse, das sich am Sockel des Hauses hinzog, so hoch er konnte, bog sich langsam zur Seite und starrte zu Gabriele hin.

Er mußte etwas Furchtbares gesehen haben. Er schien seinen Sinnen nicht trauen zu wollen. Seine Augen waren groß und weit geöffnet, seine Lippen zuckten. Totenblässe verzerrte seine Züge.

Ein Mann lag knieend zu der Geliebten Füßen.

Unausgesprochen starrte Leonard das Entsetzliche, Unfassbare an.

Er wartete, ob es sich regen würde oder ob er träume, das furchtbare Bild verrätnisvoller Liebe wie ein Phantom zerfließen sehen würde.

Eindumpfer, gräßlicher Schrei entrang sich seinen Lippen und erlöste ihn aus seiner Betäubung: er hatte in dem Manne, dessen Haupt in Gabriels Schoß ruhte, seinen Vater erkannt.

Einen Augenblick stand Leonard zögernd, er erzitterte bis ins tiefste Mark hinein, dann stößte er in fassungslosem Schmerz laut auf und stürzte wie von Furien gepeitscht davon, in die dunkle, alles verschlingende Nacht hinein.

Ulmar hatte sich am Vormittag des selben Tages von seinem Sohne mit dem Hinweis verabschiedet gehabt, daß er den Tag über wohl in der Residenz würde in Anspruch genommen sein.

In der That hatte der Freiherr, nachdem er in seinem leichten Jagdwagen, den er selber fuhr, Vornhorst verlassen, sofort seinen Bankier in der Stadt aufgesucht und eine ungewöhnlich lange Besprechung mit dem Geldmanne gehabt. Nachdem derselbe sodann in dem Gasthaus, wo er stets seinen Wagen unterzustellen pflegte, ein einfaches, aber kräftiges Frühstück, wie er es liebte, zu sich genommen, war er auf dem Wege nach Vornhorst zurückgekehrt.

Es mochte um die Vesperzeit gewesen sein, als der Freiherr in den weiten Hof der Wibergschen Eisenwerke eingefahren und vor dem Hauptgebäude abgestiegen war, um dem Chef des Hauses seinen Besuch durch den Portier anmelden zu lassen.

Kommerzienrat Wiberg, ein kleiner, glattrasierter, nervöser Herr in der Mitte der fünfziger, hatte die Meldung in seinem Privatbureau, das ohne großen Luxus, jedoch nicht unbefähigt ausgestattet war, mit besonderem Vergnügen, wie er sagen ließ, entgegengenommen. Ein feiner Beobachter hätte jedoch die eigentümliche Bewegung in seinen Zügen bemerkt, die wie ein bleichender Schatten schwerer Bekommenheit dem blickschnell vorübergehenden Stöcken des Herzschlages zu folgen pflegt.

Wiberg hatte längst das Bedürfnis gefühlt, sich dem

ihm seit langem befreundeten Freiherrn rückhaltlos anzuvertrauen. Immer hatte er gezögert. Immer hatte er nicht gewagt, seine bedenkliche Lage, die von Tag zu Tag unhaltbarer ward, dem außerordentlich reich begüterten Edelmann zu enthüllen. Sein Stolz ließ es nicht über sich gewinnen, auch nur den Schein zu erwecken, als ob nicht alles nach Wunsch gehe, obgleich er wußte, daß jedermann bereitwilligst anerkennen würde, wie ohne sein geringstes Verschulden, trotz aller von gründlichster Umsicht getragenen Anstrengungen, nur durch eine schicksalschwere Verkettung unberechenbarer und unglücklicher Umstände seine Lage eine verzweifelte geworden war.

ten Manne kaum an, welche Aufgaben das Leben ihm erteilt hatte. Nicht zu verkennen war indessen bald, daß seine ganze Erscheinung das charakteristische Gepräge jener Großindustriellen trug, die an der Verantwortlichkeit und Sorge über hunderte von Familien und Vermögen nicht eben leicht zu tragen haben. Es fehlte in seiner Physiognomie kaum einer jener großen, typischen Züge: der kalte, weit schauende Blick, der oft stechend wirkt, weil er durchdringt, der schon erwärmt, wenn er befriedigt, die hochgezogenen, unfruchtbaren und uneinträglichem Grübeln so unholden Augenbrauen, darüber die tiefen Stirnfalten von einer Schlase zur andern, die sonst wohl viel Stirn machen, ohne daß

gerade Kopf dahinter zu sein braucht, in deren Schlupfwinkeln sich der schönste und häßlichste, der vermessenste und bescheidenste Gedanke so ohne alles Aufsehen in gleichgültigem Verein zu verstecken in der angenehmen Lage sind und wie die verschiedensten Imperative eines obersten Rechnungshofes auf schwellendem Throne allerhöchster Entscheidung zu Gericht sitzen, — jene lebendige, durchgeistigte, Zahl gewordene, mit eigentümlichen Runzeln und Grübchen übersäte Hand mit dem beinahe kränklichen Aussehen, jene weltmännische Ueberlegenheit, die mehr höflich als freundlich und herzlicher scheint, als sie sein will und ist, jener kosmopolitische, unabsehbare Zug in Haltung und Gebärden, der beschränkten Köpfen nur als stolze Ungebundenheit erscheint, über die ehrsame Philister die ihnen vermeintlich gedrehten Nasen rümpfen, — all diese charakteristischen Merkmale fanden sich auch am Kommerzienrat Wiberg vor.

Heute allerdings machte er den Eindruck, als ob er von Kopf bis zu Füßen zum erstenmale in einem neuen Anzug steckte, der ihm nicht ganz behaglich war.

Er begrüßte den eintretenden Freiherrn, der ihm ernster als sonst wohl vorkommen mochte, zurückhaltender, als es, wie jeder dritte sich gesagt hätte, in seinem Interesse lag.

Die hohe, ritterliche Erscheinung des am Anfang der vierziger stehenden Edelmannes, deren prägnante Selbständigkeit ein schmerzvoller Anflug, der an Resignation gemahnte und in Melancholie auszuarten nicht gezeit schien, wie ein matter Hauch trüber

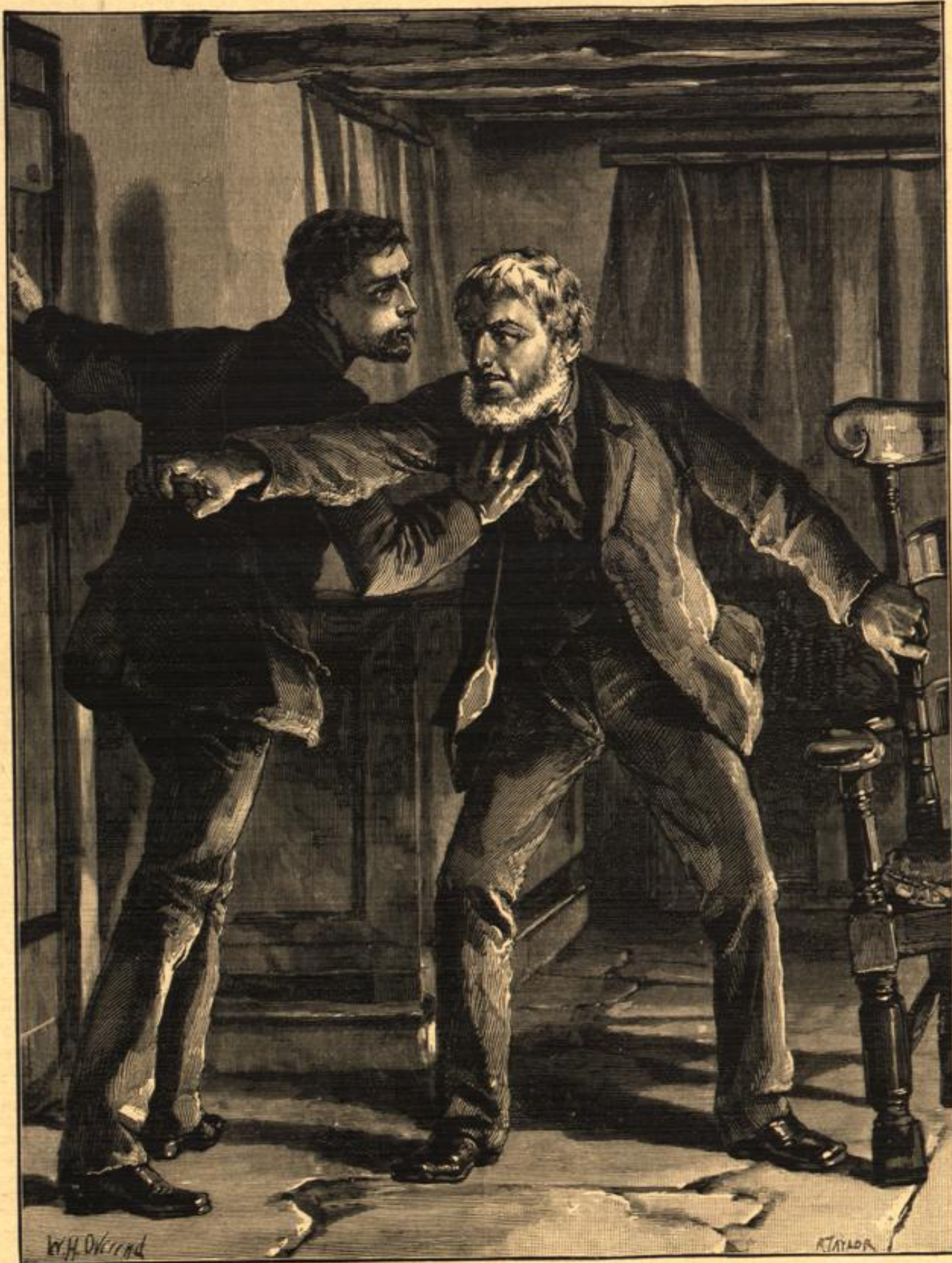
Troßdem er mit kritischem Blicke schauernd und in einer Anwendung von Fatalismus überblickte, daß ein leichter, unabwendbarer Schlag ihn völlig vernichten mußte, hoffte er auf das Wunder eines günstigen Umschlages und wiegte sich in seiner optimistischen Lebensanschauung in dem Glauben, daß, da so lange Schwarz gefallen, nun endlich, wo der letzte Einsatz in Frage kam, wieder Rot folgen müsse.

Er war in nervöser Unruhe von seinem Sessel am Schreibtisch aufgesprungen, um den Freiherrn stehenden Fußes zu erwarten.

Auf den ersten Blick sah man dem kleinen, leichtgebeug-

Rückerrinnerung so anziehend dämpfte, bildete zu der kleinen, schwächlichen Figur des Kommerzienrates einen eigenartigen Kontrast. Seine hohe Stirn, über der sich das krause dunkelblonde Haar in weichgewellten Linien glänzend abhob, die leichtgebogene, feine Aristokratennase, die unter einer leichten, aber scharfen Stirnfalte ansetzte und sich bis auf den dichten, wohlgepflegten Vollbart in überaus edlen Formen hinabschmiegte, vor allem aber das ausdrucksvolle, sinnende Auge verrieten gleich sehr den Adel des Leibes und der Seele.

„Kommen doch nicht gar in Geschäften, Herr Baron?“ lachte Wiberg eigentümlich gezwungen den ihn um Kopfes-



Die Mine von St. Gurlott. Erschreckt trat ich zurück zu der Thüre und verschloß dieselbe (S. 471.)

länge überragenden Freiherrn an. — Die Antwort ließ auf sich warten.

Ein seltsames Lächeln umspielte die Lippen des Edelmannes.

Wiberg bemerkte es wohl.

„Wenn auch keinen Grund, so werden Sie mir ein bescheidenes Recht doch zugestehen müssen,“ setzte er, verbindlichst forschend, hinzu, indem er an einem Rockknopf des Freiherrn herumfingerte, „wenn ich nicht umhin kann, Ihr

Erscheinen in meinem unwirtlichen Bureau in diesem Sinne zu deuten.“

Wiberg fühlte, daß er diesen Gedanken geschraubt und umständlich von sich gegeben. Er mochte das Bedürfnis haben, seinen ersten Worten durch besondere Wendungen ein harmloseres Gepräge aufzudrücken.

Um so weniger konnte er seine Ueberraschung verbergen, als Ulmar in größter Ruhe und — wie es ihm vorkam — förmlich versetzte:

„Ich komme allerdings in Geschäften, Herr Kommerzienrat! Dürfte ich um geneigtes Gehör bitten, vielleicht für ein halbes Stündchen?“

„Verfügen Sie ganz über mich, Herr Baron.“

„Mein Anliegen wird Sie freilich recht sehr überraschen,“ fuhr Ulmar beinahe verlegen fort, indem er der Einladung Wibergs folgte und ihm gegenüber Platz nahm, „aber selbst auf die Gefahr hin, Ihre Mißbilligung zu finden, möchte ich Ihnen daselbe wenigstens vortragen.“

Platz da! Nach Skizzen von Max Scholz.



Begegnet die 'ne hübsche Maid,
Nach Platz, jedoch nicht allzu weit.



Auch dem Velocipedreiter
Nach Platz man, denn man muß es leider.



Kommt ein Betrunkenen schwankend an.
Dem macht man Platz, so schnell man kann.



Dem Schornsteinfeger kommt nicht näher
Im weißen Kleid, nach Platz ihm eher.



Gingegen kommt ein Müller an,
Nach Platz, sonst streichst du weiß dich an.



Platz da, es kommen mit Standal
Die Zimmerleute vom Quartal.



Platz macht man für ein holdes Kind,
Wenn's im Konzert nicht Platz mehr find't.



Platz da, es kommt galopp vorbei
'ne lähne Sonntagstreiteri.



Platz da, und mach dich möglichst dünn.
Sie kommt — sie kommt — die Arminoline.

„Sie machen mich gespannt,“ lächelte Wiberg beklommen. „Vortragen!“ parodierte Ulmar sich selbst, „das ist so ein feierlicher Ausdruck, daß einem das Mark in den Knochen erfriert. Er wird mir im Angesicht Ihrer so ernststen Miene entschlipst sein,“ fügte er, wie um eine ungezwungener Stimmung zu fördern, mit komischem Pathos hinzu.

Wiberg begriff nicht, wie der Freiherr auf seine ernste Miene anspielen konnte, da er sich doch bewußt war, ihn wiederholt zuvorkommend angelächelt zu haben. Er lächelte jetzt so liebenswürdig, wie es ihm trotz steigender Beklommenheit irgend zu Gebote stand.

Illustr. Welt. XXXIV. 20.

„Ich will mich möglichst kurz fassen,“ entschuldigte sich Ulmar beistimmend. „Ich führe sogar ohne alles Vorpostengefecht meine Kerntuppe ins Treffen. Sie hofft auf Sieg, Unterwerfung und — glänzenden Frieden zugleich.“

Wiberg folgte den dunkelsinnigen Worten mit kaum zu meisternder Spannung. „Also?“ brachte er mühsam heraus.

„Ich biete mich Ihnen als Teilhaber Ihres Geschäftes an, Herr Kommerzienrat, mit einem Kapitale, dessen Höhe ich ganz Ihrem Ermessen anheimstelle.“

Wiberg starrte den Freiherrn eine Weile sprachlos an. Er war jählings erbleicht.

Endlich sprang er hastig auf, lief einigemal heftig erregt in seinem Bureau auf und ab und blieb zuletzt mit abgewendetem Gesicht am Fenster stehen.

Auch Ulmar hatte sich erhoben.

„Ich war auf Ihr sehr gerechtfertigtes Erstaunen gefaßt,“ begann er nach langem Schweigen, nicht als ob er eine Wohlthat zu leisten sich erboten, sondern zu empfangen hätte. „Sie begreifen nicht, wie ich dazu komme, als eine Persönlichkeit, die über nichts als einiges Kapital zu verfügen hat, an Erträgen, die ausschließlich Ihren Verdiensten und Bestrebungen entsprechen, teilnehmen zu wollen.“

Einige unartikulierte Worte vom Fenster her unterbrachen den Freiherrn. Als er jedoch eine Weile vergeblich auf eine verständliche Antwort gewartet hatte, fuhr er in heiterem Tone fort: „Sie werden deshalb mein Begehren in höchstem Grade eigennützig und beinahe anmaßlich finden, wenn Sie mir als Geschäftsmann auch nicht verübeln dürften, daß ich darauf ausgehe, meine Kapitalien nutzbringender anzulegen. In milderem Lichte werden Sie meinen unbescheidenen Wunsch vielleicht beurteilen, wenn Sie erwägen, daß er nur in der freimütigen Absicht gezeugt ist, mich Ihnen freundschaftlich zu verbinden.“

Erst jetzt wendete der Angeredete sich langsam um. Ulmar erschrak fast über die Veränderung, die mit dem so weitgewandten Manne in ein paar Augenblicken vor sich gegangen. Eine solche Wirkung hatte er keineswegs erwartet.

Wiberg hatte mühsam seine verlorene Fassung zurück-erlangt.

Des Freiherrn unvorhoffter Antrag hatte den sonst so kühlen Geschäftsmann aufs tiefste erschüttert. Er wurde in einem Augenblicke von den widersprechendsten Gefühlen ergriffen. Zugleich geehrt und gedemütigt, zugleich gerettet und niedergeschmettert, diesen plötzlich auf ihn einströmenden Gegensätzen war er für Augenblicke völlig unterlegen. Er hätte vor Freuden aufschreien mögen, als die rettenden Worte ihm in ihrem ganzen Umfang zum Bewußtsein gelangten, und kam sich doch vor wie ein Verbrecher, der untergehend sich noch an fremdem Eigentum vergreifen sollte. Hätte er erst gewußt, daß Ulmar seine verzweifelte Lage so gut kannte wie er selber, daß der Freund in der wohl-bewussten Absicht, ihn vor schmachlichem Untergange zu behüten, ihm die rettende Hand bot, er hätte vor diesem demütigenden Edelmut nicht ferner die Augen aufzuschlagen gewagt.

„Ihr ehrendes Anerbieten, Herr Baron,“ brachte er mühsam heraus, „Ihr außerordentlich ehrendes Anerbieten stellen Sie, wie mich dünken will, etwas leicht hin, nicht als ob es sich um hunderttausende handelte, die denn doch — nicht so sicher angelegt wären — als Betriebskapital meine ich — wie Sie anzunehmen belieben, sondern die Sie — wie es mir vorkommt — mehr in einseitiger — mehr in meinem Interesse . . .“ Wiberg stockte.

Das unbeforgte Lächeln des Freiherrn, sein kluges, leuchtendes Auge, das er auf sich gerichtet fühlte, ohne daß er aufsehen hätte, genierten ihn aufs höchste. Er entsetzte sich plötzlich vor dem schmachvollen Gedanken, der ihm wie von andersher durchs Sehen gequält. Hatte er denn wirklich einen Augenblick daran denken können, seinem edlen Retter in verachtungswürdigem Kleinmut seine verzweifelte Lage verheimlichen zu wollen?

Nein, er konnte das nicht gedacht haben. Jetzt wenigstens, wo er sich des schleichenden Gedankens voll bewußt geworden und die Versuchung von neuem mit lauernden, greifbaren Schlingen an ihn herantrat, wehrte er sich mit aller Willenskraft.

Ulmar mußte seinen Mann kennen. Er hatte absichtlich mit keiner Silbe das peinliche Schweigen unterbrochen.

Sein Blick haftete voll und durchschauend auf dem kleinen Herrn, den er mit Ehre und Gewissen ringen sah. Mit keinem Worte förderte er den Kampf.

Wiberg hatte nicht bemerkt, wie der Freiherr sich künstlich beherrschte, daß seine anscheinende Ruhe nur eine äußerliche war.

„Aus diesen Gründen,“ fuhr er plötzlich wie aus laut-losem Selbstgespräch auf, „kann ich von Ihrem Anerbieten leider keinen Gebrauch machen; unter diesen Umständen muß ich bedauern, Ihr großmütiges . . .“

„Sie überschätzen mich, Herr Kommerzienrat!“ unterbrach Ulmar ihn, tief und wie erlöst aufatmend. „Sie werden den alten Freund auch nicht mit Gründen und Umständen abspießen wollen, die er nicht kennt, viel weniger anerkennen.“

Wiberg blickte unentschlossen und bewegt zu dem Freiherrn auf.

„Es sei,“ sprach er endlich trübe. „Mögen Sie denn erfahren, wozu ich vergeblich Gründe suche, es Ihnen zu verschweigen. Daß Sie Ihr Vermögen einem — ich sehe den Fall — einem vor dem Ruin stehenden Manne überantworten könnten, ist nicht wohl anzunehmen, Herr Baron, weil es — gelinde gesagt — eine Thorheit wäre.“

„Darauf könnte man es ja ankommen lassen,“ lächelte Ulmar mit einem Gleichmut, als ob er die Enthüllung nicht verstanden hätte. „Das wäre ja auch einzig meine Sache. Ich möchte mir sogar gern einmal wieder einen dummen Streich aufpacken. Ein dummer Streich verbindet mindestens inniger als aller Tugendleim der Welt.“ Als ob er schon zu viel gesagt, fuhr er ruhiger fort: „Vor allem aber kommt es doch darauf an, wer dieser Mann wäre, Herr Kommerzienrat. Ihnen zum Beispiel würde ich mich ohne Bedenken mit Haut und Haar überantworten.“

Wiberg fuhr zusammen. Es überkam ihn eine seltsame Nahrung. Tief erregt blickte er zu Boden.

„Dieser Mann,“ stammelte er fast unhörbar, „dieser ruinirte Mann, Herr Baron, — steht vor Ihnen.“

„Ah, nun verstehe ich,“ scherzte Ulmar sich über seine Ergreiftheit hin, „Sie wollen mir mit Ihrem Fächer-kunststück auf den Zahn fühlen. Aber nicht nur das, Sie wollen auch den Wert meines Anerbietens durch Ihre grund-lose Selbstidenunziation auf die möglichste Höhe steigern, um mich und meine — Leichtsinigkeit zu beschämen . . .“

„Halten Sie ein!“ stöhnte Wiberg auf.

„Aber sei dem nun, wie ihm wolle,“ fuhr Ulmar unbeirrt fort, „ich halte mein Anerbieten, das Ihnen, wie Sie nach gerechten Bedenken jetzt endlich andeuten, nicht unwillkommen ist, unter allen Umständen aufrecht.“

„Sie kennen meine Lage nicht, Herr Baron.“

„Sie werden sich ohne Zwang aussprechen, Herr Kommerzienrat. Vorher aber versprechen Sie mir, daß Sie den stillen Teilhaber unweigerlich zu Gnaden annehmen. Geben Sie mir die Hand darauf.“

Alle Bedenken Wibergs mußten an des Freiherrn unerschütterlicher Festigkeit scheitern und verstummten in der an Bewunderung grenzenden Hingabe, die ihn mächtig zu dem edlen Manne hinstieg.

Gerührt streckte er ihm die Rechte entgegen. Die Sprache versagte ihm.

„Unter allen Umständen, sagte ich,“ fuhr der Freiherr zögernd und von einem Gedanken, der sich wie von selbst und unwiderstehlich anknüpfte, plötzlich überwältigt fort, „unter allen Umständen,“ wiederholte er ernst, „selbst dann, wenn — Sie mir die Hand Ihrer Gabriele verweigern würden.“

Wenn es vorhin geschehen hatte, als ob der Kommerzienrat die ganze Skala der Empfindungen an sich hätte erproben müssen, so zeigte sich jetzt, daß es doch noch sehr merkbare Lücken auszufüllen gab.

Mit unaussprechlicher Verblüffung reckte sich der sonst so weitgewandte Großindustrielle zu seinem Gegenüber auf, als ob er nicht recht gehört hätte und seinen Ohren nicht traute.

„Ich liebe Ihre Tochter, Herr Kommerzienrat,“ bekräftigte Ulmar warm, „nicht mit dem lodernden, versengenden Feuer der ersten stürmischen und unbeständigen Jugendlust, nein, mit jener innigen, selbstlosen Hingebung, die als reife Frucht erst später Selbstprüfung ein dauerndes Glück verspricht. Als gereizter und —“ setzte er mit trübem Lächeln hinzu, „als ein Mann, der seine Handlungen voll zu verantworten gelernt hat, hielt ich es für meine Pflicht, bei diesem außerordentlichen Schritte zuerst Ihren Rat und — so Gott will, zuletzt auch Ihre Zustimmung einzuholen.“

Wiberg hatte aus seiner, aus freudigem Staunen und ungläubigen Zweifeln gemischten Gemütsbewegung, die ihn wie einen Federball durch das Chaos verworrenster Empfindungen schleuderte, kein Hehl zu machen gewußt.

Mehreremale hatte er schon den Mund geöffnet und zu einer Entgegnung angefaßt, stets war er am ersten Laut stecken geblieben.

„Und Gabriele?“ stotterte er endlich, von seinem Eise auffassend.

„Gestatten Sie mir, daß ich um ihre Hand werbe?“

Wiberg starrte den Sprecher wieder groß und wortlos an.

„Sie kennen mich zur Genüge, Herr Kommerzienrat,“ glaubte Ulmar der vermeintlichen Auffassung seines Antrages steuern zu müssen, „um mit aller Entschiedenheit zu wissen, daß unsere Geschäftsfrage durch die Entscheidung meiner Herzensfrage in nichts, in keinem Punkte beeinflusst wird, daß beide überhaupt durchaus gar nichts mit einander gemein haben und nur zufällig zusammentreffen.“

Er hatte sich diesmal offenbar in Wiberg getäuscht, denn dieser schüttelte heftig mit dem Kopfe und wehrte solcher Zumutung mit lebhaften Gesten entschieden ab. Er schien auch plötzlich seine ganze Fassung wiedergewonnen zu haben.

„Mein bester Baron,“ beruhigte er den Erregten herzlich, „Sie sind mir ein lieber Freund und sollen mir ein lieber Schwiegersohn sein. Sie werden aber von mir nichts weiter erwartet haben, als daß ich die Entscheidung über das Lebensglück meines einzigen Kindes in dessen eigene Hände lege.“

„Ich danke Ihnen, Herr Kommerzienrat. Ich habe nichts weiter erwartet und bestehe sogar darauf, daß alles Weitere Ihrer Tochter und mir ausschließlich überlassen bleibt.“

„Das ist das Rechte, Herr Baron!“

„Sie erlauben also, daß ich mich verabschiede,“ erklärte Ulmar lächelnd, „ich möchte mir noch heute die Entscheidung holen.“

„Ah, Sie marschieren Sturmschritt!“

„Ich fühle den Weg mir seit langem vorgezeichnet, Herr Kommerzienrat.“

„Um so besser, lieber Baron! Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich meine Tochter mit ein paar Worten vorbereite.“

„Dagegen möchte ich doch protestieren.“

„Das ist wieder zu siegesgewiß gedacht,“ tadelte Wiberg mit bedeutungsvollem Lächeln. „Aber dagegen, daß ich Sie anmelde, werden Sie sich nicht auflehnen!“

„Es wäre mir lieber, Herr Kommerzienrat . . .“

„Ich weiß ja sogar, was Ihnen das Liebste ist,“ unterbrach ihn Wiberg abwehrend, „und das genügt mir, zu wissen. Kommen Sie nur in fünf Minuten nach. Ich will beileibe nicht den Brautwerber spielen, nur Ihren Fürsprecher,“ hatte er, nachdem er die Thür hinter sich ins Schloß geworfen, lachend und seelenvergnügt leise hinzugesetzt.

(Fortsetzung folgt.)



Monatlicher Gartenkalender.

April.

Zimmergärtnerei. Viele harte, im Frühling blühende Zwiebel- und Knollengewächse, wie: Scilla, Hyazinthen, Tulpen, Narzissen, Jonquillen, Iris (besonders die niedrig bleibenden Sorten), welche im Herbst in irgend eine Holzkiste mit Asche oder, wo dies anging, in die freie Rabatte des Gartens eingesenkt wurden, sind jetzt herauszunehmen und an die Fenster zu stellen. Krokus, Schneeglöckchen und andere Zwiebelgewächse, welche in den Töpfen, Terrinen und Körben verblüht haben, werden daraus entfernt. In die Blumenkiste, Ampeln, Vasen und so weiter setzt man nun solche Pflanzen, die den Sommer über blühen. Die meisten Zimmergewächse können jetzt durch Stecklinge vermehrt werden, am besten im Zimmerglaskasten oder, in Ermangelung eines solchen, unter Glasglocken. In Töpfe wie man: Leucojum, Tropaeolum, Nefela, Antirrhinum, Delphinium, Convolvulus, Lathyrus, spanische Pfeffer, Goldlack, Balsaminen und Ziergräser. In diesem Monat muß reichlicher begossen werden und es ist auch auf die Insekten zu fahnden. Das Versehen der meisten Topfgewächse ist vorzunehmen. Alle schon früher aus den Ueberwinterungslokalen ausgeräumten oder jetzt noch auszuräumenden Topf- und Kübelpflanzen müssen im Freien des Nachts und bei rauher Witterung auch den Tag über mittels Packtuch oder Matten geschützt werden. Bei hellem, trockenem Wetter überbrause man seine Pflanzen morgens und abends mit überschlagenem reinem Wasser, binde alle Pflanzen, welche es nötig haben, äußerlich auf und halte sie möglichst rein, damit das Auftreten der schädigenden Insekten verhindert wird. Langtriebige, aufgeschlossene, krautartige Pflanzen wie: Petunien, Verbänen, Pelargonien und so weiter schneide man zurück, damit sie Seitentriebe machen, das heißt buschiger werden und reichlicher blühen. Jene Pflanzen, deren Blüte man verlängern will oder die die direkten Sonnenstrahlen nicht vertragen können, müssen beschattet werden. Der Blumenfreund kann jetzt schon sehr viele schön blühende Pflanzen erwerben, nämlich Primeln, Cyclamen, gefüllte Winterleuchten, Fuchsien, Deutzien, Kissen, Tropaeolum, Spiraea, Cytilus, Rhododendron, Azaleen, Kamelien, Pelargonien, Erken, Cinerarien, Reichen, Gardenien, Amaryllis, Raiblumen, Narzissen, Tulpen, Hyazinthen, Calla, Rosen, Hortensien und verschiedene Orchideen.

Gemüsegarten. Die erste Hälfte dieses Monats ist die geeignetste Zeit, um Spargelbeete anzulegen. Von Frühherbst mache man eine neue Ausfaat und bedecke die im vorigen Monat gelegten, versee sie auch mit Reispag. Von Gemüskarten, die man längere Zeit haben will, wie beispielsweise Spinat, Salat, Rettig, Karchel, Kresse und so weiter wiederhole man die Ausfaat. Ende des Monats können auch Bujahbohnen gelegt werden und es ist jetzt die Zeit, um Grün- und Blumenkohl zu pflanzen; es können auch noch Stedzwiebeln, Schalotten, Kocambolen, Knoblauch gesteckt werden. Die bestellten Beete sind von Unkraut rein zu halten und die zu viel aufgewachsenen Sämlinge zu verdünnen. Bei guter Witterung kann Ende des Monats mit der Aussaat von Kraut, Frühwirsing, Frühkohlraabi, Blumenkohl und ähnlichem begonnen werden. Zu empfehlen ist, diese Pflanzen dann in rauen Nächten zu sähen und zwar am besten und schnellsten mittels darüber gestülpter Blumentöpfe. Das Ein- und Umpflanzen von Schnittlauch und Gewürzpflanzen wird anfangs des Monats, wenn es noch nicht geschehen ist, vorgenommen. Man säe auch in warmer Lage, am besten an einer Mauer oder Bretterwand, in gut zubereitetem loderem Boden Rosenkohl (Sprossenkohl), Wirsing, Kraut und Blumenkohl, und vergesse auch der Rarden nicht, deren Kerne man einzeln an Ort und Stelle, etwa 2 bis 3 Centimeter tief und circa 50 bis 60 Centimeter von einander entfernt, steckt; zu empfehlen ist, die Samen der Rarden vor der Ausfaat einen Tag ins Wasser zu legen. Auch Mörruben säe man jetzt auf gutem, loderem, tief umgearbeitetem Boden in sonniger Lage, aber nicht zu tief und ja nicht zu dicht; auch zur Ausfaat von Scorzoneren ist es Zeit. Die Beete, auf welchen Winterkopsalat steht, müssen gelockert und bei trockener Witterung fleißig begossen werden; ein von Zeit zu Zeit gegebener Guß von in Wasser aufgelöstem Dünger wirkt auf das Wachsen der Salatköpfe sehr fördernd. Auf abgelegenen Beeten oder Eden des Gartens können nun Topinambur und Meerrettich gelegt werden und die Artischofen sind von ihrer Decke zu befreien, wenn es nicht schon vorher geschehen ist. Zeigen sich beim Abharber die Triebe, so muß man die Stöcke mittels Strohförden, Holzstößen, Papierglocken und ähnlichem bedecken, damit sie recht lange Blattstiele machen. Auch Frühkartoffeln sind noch zu legen. Wenn die Witterung in diesem Monat nur einigermaßen günstig ist, soll die vollständige Aussaat der zum Samentragen bestimmten Gemüspflanzen, der Wurzel- und Knollengewächse, welche in Erdgruben, Kellern und so weiter überwintert, vorgenommen werden. Bei der Pflanzung derselben ist namentlich darauf zu sehen, daß ihnen der ihrer Größe und Ausdehnung entsprechende Raum zu teil wird; sie brauchen übrigens nicht mehr Raum, als zur Ausbildung kräftiger Samentengel notwendig ist. Da bei der Zusammenbringung verwandter Arten und Spielarten durch gegenseitige Befruchtung stets Ausartungen vorkommen, so hat man bei der Aussaat derselben nahe Verwandte räumlich möglichst weit auseinander zu pflanzen. Als sehr nahe Verwandte sind zu betrachten: Rüben, Karotten und Möhren; Endivien und Cichorien; Sellerie, Zwiebeln und Lauch; Gurken, Melonen und Kürbisse; Salate; Bohnen; Wicken und Erbsen; Kettische, Kraut (Kopfkohl), Rosenkohl, Wirsing, Blattkohl, Broccoli, Blumenkohl, Kohlraps, Kohlrabi und Bodentrüben. Ende des Monats lege man auch Weiskorn (Weiz), reinige die Wege des Gartens und halte sie ferner rein, hole auch die im vorigen Monat veräumten Arbeiten nach. Will man mit den Bujahbohnen sicher gehen, so lege man je drei bis vier in mit Erde gefüllte kleine Töpfe und setze sie dann, wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind, auf die bestimmten Plätze. Die Töpfe stelle man an irgend

einer Mauer oder in einem Fenster des Bohnzimmers, kurz, wo man sie vor Frost schützen kann, auf. Man erreicht dadurch zweierlei: erstens das sichere Fortwachen derselben und zweitens den Vorteil, daß die Pflanzen von ihren Hauptfeinden, den Schnecken, nicht belästigt werden, weil ihnen die Blätter zu hart geworden sind. Ende des Monats gibt es zuweilen schon leer gewordene Beete, worauf alte Petersilie, Kerbelkräuter, Spinat, Radieschen standen; diese sind umzugraben, wenn notwendig zu düngen und wieder frisch zu besetzen.

Obstgärten. Die im vorigen Monat angegebenen Vorrichtungen müssen, wenn sie noch nicht geschehen sind, ohne Zeitverlust ausgeführt werden. Die stark mit Tragknospen besetzten Pfirsich- und Aprikosenpflanzbäume halte man immer noch so viel wie möglich zurück, schneide sie vor Frost, schneide sie, wenn die Blätter von den Blütenknospen zu unterscheiden sind und heste sie wieder an. Die Schutzdecke darf jedoch weder Licht noch Luft von den Bäumen abhalten. Um Schutz zu erzielen und Licht und Luft nicht auszuschließen, ist zu empfehlen, 80—120 Centimeter von den Spalierbäumen entfernt grobes Packtuch zerart zu spannen, daß dazwischen die nötigen Arbeiten an den Bäumen leicht bewerkstelligt werden können. Wer mit den Mitteln nicht zu geizen braucht, der verseehe keine Spalierbäume mit der in neuerer Zeit üblichen Deckvorrichtung, welche aus einem schmalen Strohdach oben und in Schnitten laufendem Segeletuch besteht. Diese bewegliche Schutzvorrichtung bringe man abends vor sechs Uhr an den Bäumen an und entferne sie morgens nicht eher, als bis die Sonne die Luft erwärmt hat. Gegen Ende des Monats jange man mit dem Pfropfen und Kopulieren der Kernobstbäume an; das Pfropfen in die Rinde kann jedoch nur dann geschehen, wenn die Unterstämme (Wildlinge) recht vollsaftig sind. Die Pfropfreiser dürfen weder dem Winde noch der Sonne ausgelegt werden, man stecke sie in einen mit feuchter Erde gefüllten Topf, damit sie frisch bleiben. Sobald das Pfropfreis zugeschnitten ist, muß es sofort eingeseigt und mit saftigem Baumwachs verjähmt werden. Zur Vornahme der Veredlungen wähle man trockene Witterung. Schlechte Früchte tragende Bäume können in diesem Monat abgeworfen und mit besseren Sorten gepfropft werden. Es dürfen aber niemals alle Äste des Baumes zugleich, sondern höchstens zwei bis drei auf einmal gepfropft werden, die übrigen kommen erst dann an die Reihe, wenn sich die Pfropfreiser der ersten kräftig entwickelt haben. Bei allen Veredlungen, namentlich bei Kirschen und Kernobst, ist es sehr gut, wenn die Pfropfstelle nach dem Verschmieren der Wunde noch mit Moos umgeben wird. Jene Obstbäume, welche trotz aller Pflege nicht zu Kräften gelangen, können oft noch durch Verjüngung ihrer Krone verbessert werden, und das kann selbst noch zu Anfang dieses Monats geschehen, obwohl es besser ist, wenn es bald vorgenommen wird. Es ist jedoch anzuraten, einen Sachverständigen darüber zu Rate zu ziehen. Eine solche Behandlung ertragen außer den Kirschen alle Obstgattungen. Solche Bäume hingegen, die aus Mangel an Nahrung leiden, begieße man hier und da mit durch Wasser verdünnter Gülle (Mistjauche). Bei trockener Witterung sind alle frühgeleitenden Bäume tüchtig zu gießen. Spalierbäumen, welche sehr kräftig treiben und wenig Frucht tragen, lege man im August mittels Stulirschmittels von anderen Bäumen der gleichen Fruchtgattung genommene Fruchtzwige ein, um sie zum Fruchttragen zu zwingen. Kriebige und andere schadhafte Stellen an den Bäumen müssen mittels eines scharfen Instruments bis auf das gesunde Holz ausgeschnitten, mit höchstgradigem Sprit ausgewaschen und zum Schutze mit einem Lappen umgeben werden. In der ersten Hälfte des Monats und bei verspäteter Vegetation selbst bis Ende des Monats können noch Obstbäume gepflanzt werden. Dabei soll das Einschlämmen nicht unterlassen werden und es ist sehr zu empfehlen, die Baumstämme mit strohigem Dünger oder Gerberlöße zu belegen, um das Austrocknen derselben zu verhindern. Jene Bäume, welche von Frost gelitten haben, schneide man zurück und drehe ihnen auch die Fruchtknospen aus, damit sie wieder zu Kräften kommen. Feigenbäume sind aufzurichten, zu schneiden und anzubinden. Die Veredlung der Kirschen und Pfauensbäume soll in der ersten Hälfte des April beendet sein, denn eine spätere Vornahme dieser Arbeit ist von höchst zweifelhaftem Erfolg. Die im Vorjahr auf das schlafende Auge okulierten Stämmchen schneide man 10 Centimeter hoch über der Veredlungsstelle ab und binde an den bleibenden Stumpfen den später erscheinenden Edeltrieb. Dieser Stumpfen darf erst im Juli des nächsten Jahres, wenn der Edeltrieb gehörig erstarkt ist, glatt an der Veredlungsstelle abgeschnitten werden. Die Wunde ist mit Baumwachs gut zu verschmieren. Fällt Schnee auf die Blüte der Obstbäume, so schüttele man ihn nicht ab, fällt hingegen beständig Regen darauf, so ist zu empfehlen, die den Blüten anhaftenden Tropfen abzuschütteln. Bei gutem Wetter ist es vorzuziehen, die in der Blüte stehenden Bäume, besonders nachmittags, sanft zu schütteln, weil dadurch die Befruchtung befördert und ein reichlicher Fruchtanfall erzielt wird. Alte Bäume sind von Wasserhosen und entbehrlichen Nebentrüben, alle veredelten Stämmchen von wilden Schößlingen zu reinigen, und es ist am besten, wenn man diese gleich bei ihrer Entstehung unterdrückt. Zeigen sich Blattläuse oder anderes Ungeziefer an den Spalierbäumen, so zerstöre man sie gleich beim ersten Auftreten durch Bestreuung der Blätter mit einer Mischung von gleichen Teilen Schnupftabak und Schwefelblumen, welche entweder mittels Blasebalg oder Puderquaste angebracht wird. Wenn es noch nicht geschehen ist, so muß jetzt das Beerenobst mit flüssigem Dünger begossen werden. Der Hauptverfallung hat man große Aufmerksamkeit zu widmen. Die allerhöchste Zeit ist es auch, daß gleich anfangs des Monats die Beerensträucher zu schneiden sind, wenn dies nicht schon im Herbst, wie es sich gehört, geschehen ist. Die Weinstöcke befreie man schon anfangs des Monats von ihrer Decke, beschnide und beste sie an; es können auch Stecklinge und Sener davon gemacht werden.

Die größten Brücken der Welt.

Kraftlos ist der menschliche Geist bestrebt, alle Hindernisse zu überwinden, welche die Natur seinem immer wachsenden Bedürfnis nach Verkehr entgegenstellt. Davon legen namentlich die großartigen Bauten Zeugnis ab, welche Flüsse und Meeresbuchten überbrücken, um dem lebhaften Dampfschiff, sowie dem Wagen- und Personenverkehr immer neue bequeme Verbindungen zu bieten. Die nachstehende Uebersicht enthält (nach dem „Journal de la Société de Statistique de Paris“) die 45 größten Bauwerke dieser

Art, nach ihrer Länge geordnet. Es sind dies: die Eisenbahnbrücke zu Venedig 3603 Meter, die Eisenbahnbrücke über den Tag (England) 3155 Meter, die Brücke zu Montreal über den St. Lorenzstrom 2637 Meter, die Brücke zu Partersburg (Vereinigte Staaten) 2147 Meter, die Brücke zu St. Louis über den Mississippi 1993 Meter, die Brücke zu Brooklyn über den East River 1826 Meter, die Brücke bei Louisville über den Ohio 1625 Meter, die Brücke zu Kapperswyl über den Zürcher See 1600 Meter, die Brücke über den Forth (England) 1500 Meter, die Brücke zu Philadelphia über den Delaware 1500 Meter, die Viktoriabridge über den St. Lorenz 1500 Meter, die Brücke zu Syzran über die Wolga 1484 Meter, die Moerdijkbrücke in Holland 1478 Meter, die Brücke zu Jekaterinoslaw über den Dniepr 1264 Meter, die Brücke über den Pongabuda (Ostindien) 1130 Meter, die Brücke zu Kiew über den Dniepr 1081 Meter, die Brücke an der Spitze des Rildeltas 1006 Meter, die Kronprinz-Rudolfbrücke zu Wien circa 980 Meter, die Brücke zu Kremenichow über den Dniepr 975 Meter, die Brücke zu Quincy über den Mississippi 972 Meter, die Brücke zu Vonnell über die Maas (Holland) 918 Meter, die Brücke zu Bismarck über den Missouri 910 Meter, die beiden Brücken zu Rotterdam über die Maas circa 850 Meter, die Brücke zu Omaha über den Missouri 850 Meter, die Dirschauer Brücke über die Weichsel 837 Meter, die Eisenbahnbrücke von Nogent-sur-Marne (Frankreich) circa 800 Meter, die Brücke über den Mississippi in Illinois 776 Meter, die Brücke über die Donau zu Stadlau 769 Meter, die Brücke zu Mezana-Gorti über den Po 758 Meter, die Indre-Eisenbahnbrücke (Frankreich) 752 Meter, die Heiligegeistbrücke über die Rhone 738 Meter, die Brücke zu Gulemborg (Holland) über den Rhein 704 Meter, die Brücke zu Cincinnati über den Ohio 670 Meter, die Gölzthalbrücke (Deutschland) 642 Meter, die Brücke zu Salslach über den Tamar 635 Meter, die Eisenbahnbrücke von Chaumont über das Saingthal (Frankreich) 600 Meter, die Brücke zu Garabit über die Trupère (Frankreich) 564 Meter, die Brücke über die Meerenge von Menai (England) 557 Meter, die Brücke zu Dubouque über den Mississippi 536 Meter, die Eisenbahnbrücke der Durance (Frankreich) 533 Meter, die Brücke zu Warschau über die Weichsel 508 Meter, die Eisenbahnbrücke zu Bordeaux 501 Meter.

Giftschlangen auf Cypern.

Während auf Sizilien und Kreta wie in Nordafrika Giftschlangen außerordentlich selten sind, werden sie auf Cypern so häufig gefunden, daß die ganze Landbevölkerung im Hochsommer hohe Lederstiefeln trägt, um sich vor ihnen zu schützen. Die Viper (es scheint *Vipera aspis* zu sein) wird von ihnen Kosi, die Taube, genannt, weil sie nach ihrem Glauben das eine halbe Jahr taub, das andere blind ist. Ihr Gift schadet ihr selbst nicht, weil sie in ihrem Körper ein Gegengift besitzt, das, so lange sie wach, im ganzen Leibe verteilt ist, aber im Schlafe sich im Kopfe zu einer Art Stein sammelt; wer behend und mutig genug ist, kann diesen Stein erlangen und besitzt dann ein untrügliches Mittel, alle Schlangenbisse zu heilen. (Vermutlich handelt es sich, wie in solchen Fällen meistens, um einen porösen Kalkstein, vielleichte um eine versteinerte Koralle, welche, auf die Wunde gelegt, sich festsaugt.) Außer den Besitzern solcher Steine gibt es aber noch eine ganze Klasse, die sich mit der Behandlung der Besessenen beschäftigt und das Gift aus der Wunde jagt. Dieses Verfahren ist bekanntlich für den Säugetenden, wenn er nicht gerade eine Wunde an den Lippen oder dem Zahnsfleisch hat, vollkommen ungefährlich; die Cyproten glauben aber, daß nur der es ungekocht ausüben kann, der sich zuvor giftig gemacht hat. Es geschieht das in der Weise, daß man eine frisch getötete Viper am Schwanz aufhängt und die aus ihrem Maule sickernde Flüssigkeit, die man für das Gift hält, sammelt und trinkt. Freilich soll ein so Geheimer nicht alt werden und stets an seiner bleichen Gesichtsfarbe kenntlich sein; darum wird er auch entsprechend in Ehren gehalten und vorkommenden Falles bezahlt. Uebrigens sind Todesfälle durch Schlangenbisse auf Cypern durchaus nicht häufig. Hamilton Lang, der als englischer Konsul zehn Jahre auf der Insel lebte und ein sehr interessantes Buch über sie geschrieben hat, konnte keinen einzigen sicheren Todesfall in Erfahrung bringen.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Eine Halsbandgeschichte.

Der Pariser „National“ erzählt einen verwegenen Spitzbubenstreich, der zur Zeit des ersten Kaiserreiches in Paris von einem verschmitzten Gauner ausgeführt wurde und wohl einen Vergleich mit dem Betrugereien des römischen „Chevalier“ aushalten kann. Die Polizei, deren Chef damals Fouché war, galt mit Recht als trefflich organisiert, aber da sie durch den politischen Dienst zu sehr in Anspruch genommen war, so wurde ihr auf nichtpolitischem Gebiete manchmal übel mitgespielt, wie die in Rede stehende Geschichte beweist. Eines Abends — Napoleon I. stand damals gerade auf der Höhe seines Ruhmes — fand in der Oper große Gala-Vorstellung statt. Zahlreiche regierende Fürsten und Fürstinnen hatten die Logen und den Ballon besetzt, selbst die Plätze der Loge waren an Herzoge und Grafen vergeben. Auch die Prinzessin Borghese, die anmutige Pauline, saß in ihrer Loge, in Schönheit strahlend wie eine Sonne. Sie trug ein Halsband, dessen seltene Perlen und Diamanten, in kunstreichster Weise gefügt, den Glanz ihrer Erscheinung noch erhöhten. Als sie in ihre Loge getreten war, ging ein Murren der Bewunderung durch die Versammlung. Bald öffnete sich gegenüber auch die Thür der kaiserlichen Loge, und der Beherrscher der Welt erschien, von diesen

Königen, diesen Fürsten — seinen Sklaven — mit dem einstimmigen Ruf „Vive l'empereur!“ begrüßt. — Jedermann bemerkte bald, daß die Kaiserin kein Auge von ihrer schönen Schwägerin abwandte, gebendet wie alle von dem bewundernswerten Halsband. Plötzlich wurde die Loge der Prinzessin Borghese geöffnet und ein junger Eskadronschef, in der glänzenden, silberverbrämten Uniform der Offiziere der kaiserlichen Leibgarde, stellte sich der Prinzessin vor und sagte mit respektvoller Verbeugung:

„Ihre Majestät die Kaiserin ist voll von Bewunderung für den kostbaren Halsband, den Eure kaiserliche Hoheit trägt, und ist von dem lebhaften Wunsche befeelt, ihn in der Nähe besichtigen zu können.“

Die schöne Pauline lächelte und gab einer ihrer Hofdamen ein Zeichen, die ihr den Schmuck vom Halse löste und ihn dem Ordnonanzoffizier übergab. Dieser verneigte sich dankend und verschwand. Es war ungefähr um die Mitte des zweiten Aktes. Der Zwischenakt kam heran, ging vorüber, auch der dritte Akt wurde zu Ende gespielt, schon war der vierte in Angriff genommen — das Halsband wurde nicht zurückgebracht. Die Prinzessin Borghese wunderte sich zwar, hielt jedoch die Verzögerung für eine Laune der Kaiserin Marie Louise. Erst am folgenden Tage fragte sie dieselbe, ob das Halsband ihr gefallen habe und ob auch die Fassung und Ordnung der Steine und Perlen sich ihres Beifalles erfreue. Die Kaiserin war wie aus den Wolken gefallen. Napoleon vernahm den Vorfall. Er ließ sich sogleich die Namen der Ordnonanzoffiziere nennen, die am vorigen Abend Dienst gehabt hatten, und sie unter irgend einem Vorwande vor seine Schwester berufen. Es war keiner unter ihnen, der ihr bekannt gewesen wäre. Man ließ den Fürsten von Otranto, den Polizeiminister, kommen und teilte ihm das Geschehene mit. Er untersuchte sofort. Fouché war entsetzt und nahe daran, sich die Haare auszureißen; seine niedrigsten Beamten waren sofort auf den Beinen, und er selbst, von Vorfällen überhäuft, kam aus der Aufregung nicht mehr heraus. Aber alle Anstrengungen blieben fruchtlos. Das kostbare Halsband, welches einen Wert von beinahe einer Million hatte, wurde nicht wieder herbeigeschafft und auch der vermögende Gauner blieb für immer verschwunden.

Ein „Meisterstück“.

Auf der Bühne von Baden bei Wien hatte vor nicht allzu langer Zeit gelegentlich der Aufführung eines Spektakelstückes der Schauspieler Kammauf das Mißgeschick, daß die Pistole, mit welcher er den Intriganten niederzuschießen hatte, den Dienst verlagte. Zum größeren Mitleid erfolgte auch hinter der Scene keine Detonation, da die für solche Fälle stets bereit gehaltene Reservepistole des Inzipienten gleichfalls ihre Runden hatte. Kammauf entschied sich rasch für Erdrofflung des Schurken und dieser sank denn auch nach kurzer Gegenwehr als „schöne Leiche“ zu Boden. So weit wäre alles gut abgegangen und das Publikum hätte von der ganzen Geschichte nichts gemerkt. In diesem Augenblick kam aber Müller, der in dem Stück einen Herzog gab, auf die Scene, klopfte Kammauf gnädig auf die Schulter und sagte im Tone unbedingtester Anerkennung, ganz wie es in der Rolle steht:

„Freund, das war ein Meisterstück!“

Trübe Stunden.

Lehrerin: „Ja, es gibt im Leben auch trübe Stunden; selbst ihr, liebe Kinder, habt gewiß ein jedes in seiner Art solche schon erlebt. Wer weiß mir ein Beispiel zu geben?“

Marie: „Ja! Die Geographiestunden!“

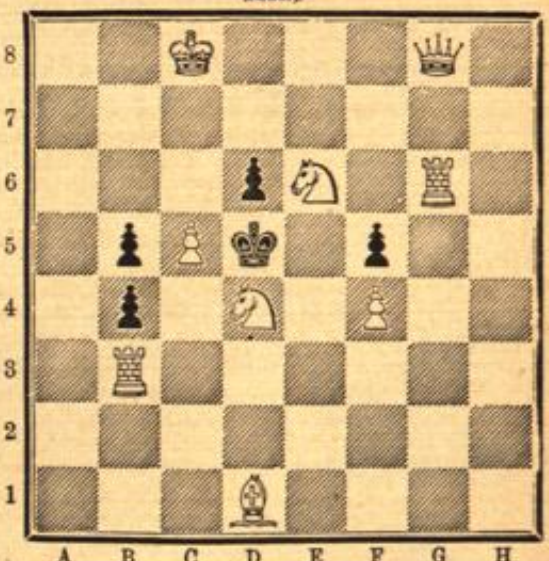
Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 11.

Von R. Stal in Gothenburg.

Samstag.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 9 Seite 383:

- | Weiß. | Schwarz. |
|---------------------------------|------------------------|
| 1) ♖c2 — c6 | 1) ♜e8 nimmt c6. |
| 2) ♜a1 — c2+ | 2) ♜d4 — c5 oder — e4. |
| 3) ♜d2 — d4 oder ♜d2 — d3 Matt. | |
- A.
- | | |
|------------------------|-------------------------|
| 1) ♜a1 — c2+ | 1) ♜b1 nimmt d2 (— a3). |
| 2) ♜c6 — e6 Matt. | 2) ♜d4 — e4. |
- B.
- | | |
|------------------------|--------------|
| 1) ♜a1 — b3+ | 1) ♜e8 — g6. |
| 2) ♜c6 — e6 Matt. | 2) ♜d4 — e4. |
- (Andere Spielarten ähnlich.)

